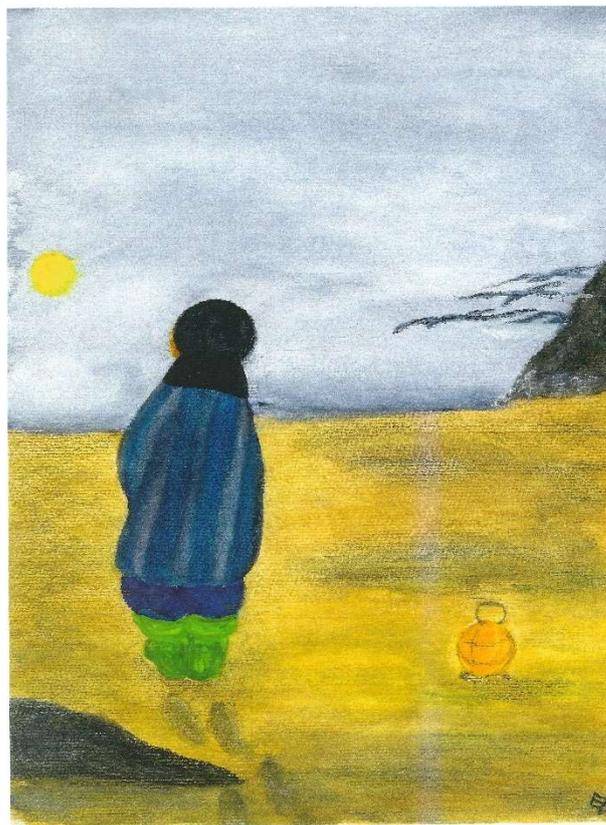


72. Ausgabe

Januar 2021

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S. 3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2020 [Andrea Herrmann]
- S.10 Abenddämmerung [Martina Berscheid]
- S.11 Die Krise [Fernand Muller-Hornick]
- S.14 Totensonntag [Karl Farr]
- S.16 Unser Aschenputtel [Mona Ullrich]
- S.21 Die Königsprotea [Daniela Esch]
- S.23 Im Dunkel das Licht [Sabine Reifenstahl]
- S.25 Das Tönen der Erde [Katja Leonhardt]
- S.26 Vereiste Bucht; Das Wiedersehen [Edda Gutsche]
- S.27 Urwaldriesen [Astrid Holzmann-Koppeter]
- S.27f Die Nacht; Vergessene Träume [Pawel Markiewicz]
- S.29 Over the field / Überm Feld [Gert Knop]
- S.29f Lärm; Liebe I [Esther Bystrek]
- S.31 Rezension: „Komboloi“ von Helmut Glatz [Andrea Herrmann]
- S.33 Rezension: „Gesammelte Scherben“ von Melitta L. Roth [A. H.]
- S.34 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

manchmal gewinnt man. Als ich am 23. Dezember auf gut Glück zum Copyshop ging, um die bunten Titelblätter professionell drucken zu lassen, stand die Tür weit offen. Der Drucker meines Vertrauens zeigte sich erstaunt, dass ich wusste, dass er dank einer Sondergenehmigung trotz Lockdown offen hat. Tja, Glück gehabt!

Ich liebe es, wenn man mir etwas vorliest. Sehen Sie sich doch diese halbstündige Lesung aus Stuttgart an: „Spätlese – Gedichte aus dem Gedok-Forum“
<https://www.youtube.com/watch?v=tslfN6gXzyE&feature=youtu.be>

Das Veilchen erhält weiterhin wunderbare Texte von neuen Autor/innen, siehe anbei.

Viel Spaß beim Lesen!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Ausschau!“ von Esther Bystrek

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 4,20 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart oder per E-Mail: veilchen@geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie kostenlos auf der Webseite:

<http://www.geschichten-manufaktur.de/archiv.htm>

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Lesetagebuch

Oktober bis Dezember 2020

Dieses Quartal habe ich irgendwie Albträume gesammelt: Attentate, Zwangsehen, mächtige Nanoroboter und bösartige Künstliche Intelligenzen.

„Herr aller Dinge“ von Andreas Eschbach schließt einen Bogen von einer alternativen Menschheitsgeschichte über die Nanotechnologie über das Weltall zurück zum Heute auf der Erde. Charlotte und Hiroshi sind Kindheitsfreunde aus Tokyo, und beide verfolgen ihren eigenen Traum. Charlotte interessiert sich für die Vergangenheit und studiert darum Frühgeschichte. Zahlreiche Fragen der Paläotologie warten noch auf Antwort. Charlotte ist davon überzeugt, dass es sehr viel früher als wir glauben schon hochentwickelte Zivilisationen gegeben hat. Doch warum finden wir so wenige Zeugnisse davon? Hiroshi dagegen hegt den Traum, eines Tages Roboter zu entwickeln, die Roboter bauen, so dass alle Menschen reich werden, ohne zu arbeiten.

Die Biographien der beiden berühren einander immer wieder kurz. Da sind zunächst die Monate, die Charlotte als Tochter des französischen Botschafters in Tokyo verbringt. Dann begegnen sie sich als Studenten in Boston wieder. Hiroshi glaubt, dass ein Schicksal sie eng aneinanderbindet. Er liebt Charlotte, und nur sie. Und doch verpassen sie einander nur knapp. Das Wiedersehen mit Charlotte erinnert ihn an seine alten Träume und das Notizheft mit „Masters of the Universe“ auf dem Titelbild. Er verfolgt seine Roboter-Idee weiter, mit dem Wissen als MIT-Student, der bereits ein Patent angemeldet hat. Er wird bald zum „Master of all this stuff“ (Herr aller Dinge), der nicht nur sein Studentenzimmer entrümpelt, sondern in einem jahrelangen Forschungsprojekt einen Schwarm von Nanorobotern entwickelt, der aus Müll Roboter spinnen soll. Zum Probelauf lädt er fünf Jahre später Charlotte auf eine einsame Insel der Philippinen. Doch irgendetwas läuft schief. Hiroshi steht vor den Trümmern seiner Arbeit. Schade, die Idee war so simpel und bestrickend. „Man darf nur zehn Jahre alt sein, um darauf kommen zu können“, sagt Hiroshi. Trotz aller Niederlagen verfolgen Charlotte und Hiroshi ihre Träume weiter, begegnen einander alle paar Jahre, werden aber nie ein Paar. „Ich bin eine Nonne der Paläontologie“, scherzt Charlotte.

Die Wende in ihrer beider Leben bringt eine Expedition Charlottes auf eine sibirische Insel, wo die Klimaerwärmung lang Versunkenes freilegt: einen Schwarm von Robotern, gar nicht unähnlich denen, die Hiroshi entwickelt hatte. Doch es können nicht seine sein, oder? Als die Situation eskaliert, wird er als Roboterexperte zu Rate gezogen, und es gelingt ihm tatsächlich, die Gefahr zu bannen. Dieses Ereignis gibt ihm unbegrenzte Macht, als „Herr aller Dinge“. Doch je besser er versteht, mit was er es zu tun hat, umso klarer wird ihm, dass die Erfüllung seines Kindheitstraums der Menschheit zukünftig kein Glück bringen wird, genauso wie dieser in der Vergangenheit das Universum zerstörte. Mehr wird nicht verraten.

„Thalamus“ von Ursula Poznanski schlägt in dieselbe Kerbe: Was, wenn unsere intelligenten Erfindungen sich verselbständigen? Der 17-jährige Timo wurde bei einem Motorradunfall schwer am Kopf verletzt. Nachdem er aus dem Koma aufwacht, kommt er in die Rehaklinik Markwaldhof, wo er dank Ergotherapie schnelle Fortschritte macht. Nur mit dem Sprechen klappt es einfach nicht. Dort findet er Freunde, muss aber auch feststellen, dass irgendetwas mit seinem Gehirn nicht stimmt. Nachts schlafwandelt er und auch tagsüber beherrscht er

nicht immer seinen Körper. Er hört Stimmen. Zuerst glaubt er an Halluzinationen, als der Kompatient aus dem Nachbarbett nachts herumläuft und spricht. Besonders beunruhigt ihn, als er feststellt, dass er Lichter und Aufzüge mit seinen Gedanken steuern kann.

Timo macht sich also auf zu Recherchen. Was bedeutet es z. B., dass auf manchen Krankenblättern steht „NBI Generation 2“ und auf anderen „NBI Generation 3“? Warum liegt der Patient Elias Schmied alleine in einem leeren Flügel des Gebäudes? Wem gehört die Stimme, die er in seinem Kopf hört? Nach und nach klären sich die Geheimnisse auf.

Während eines heftigen Sturms, der die Klinik von der Außenwelt abschneidet, kommt es zum dramatischen Showdown am Markwaldhof, bei dem der verantwortliche Arzt nicht davor zurückschreckt, mitten in der Nacht die Klinik anzuzünden, um alle Spuren seines rücksichtslosen Handelns zu vernichten. Zum Glück kann Timo auch Feuertüren fernsteuern. Währenddessen versucht Timos Verbündeter mit dem letzten Strom aus dem Laptop-Akku, das Leben von Generation 2 mit Hilfe eines Software-Updates zu retten.

Erebos von Ursula Poznanski ist zurück, in der Version „*Erebos 2*“: Zehn Jahre nachdem das Computerspiel Erebos Londoner Schüler benutzte, um tödliche Rache zu üben, taucht das Spiel wieder auf. Nick ist jetzt ein 26-jähriger Student, der sich seinen Lebensunterhalt als Fotograf verdient. Er will auf gar keinen Fall wieder da hineingezogen werden, doch die künstliche Intelligenz weiß, wie sie ihn zum Spielen zwingen kann. Es sagt einen Termin mit seinem Professor per E-Mail ab, nimmt seine Hochzeitsfotos als Geisel und macht per Sprachnachricht mit seiner Freundin Schluss. Erebos hat neue Features bekommen, die es noch gefährlicher machen: Es kontrolliert das Smartphone und Navigationssystem, greift auf Überwachungskameras zu, belauscht Gespräche und führt täuschend echte Telefonate mit nachgemachten Stimmen. Einer unfreiwilligen Spielerin hetzt Erebos das Jugendamt auf den Hals, so dass sie ihre Tochter verliert.

Wieder trommelt Nick das alte Team zusammen, um Erebos zu entlarven: seinen Freund Jamie, den Computernerd Victor, dessen Freund Speedy und sogar Emily, deren jüngerer Bruder Derek nun für das Spiel wichtige Aufträge übernimmt. Während Nick zunächst reine Selbstverteidigung betreibt, spitzt sich die Lage zu, als Speedy zusammengeschlagen wird sowie mehrere Schüler verschwinden und schließlich auch Derek. Nick ignoriert das Vibrieren des Handys, schaltet das gehackte Navigationssystem aus und tritt aufs Gas. Doch dann finden die Freunde Dereks Hausschlüssel auf einem Friedhof und werden von der Polizei verhaftet. Angeblich haben sie einen Schüler entführt. Zuletzt zockt Nick eine Nacht lang durch, um einen entführten Prinzen aus einem Atombunker zu befreien, in einem Schafstall schauspielern zwei Schülerinnen um ihr Leben, Nick macht sich zum Helden, um Emily zu retten, ein Flugzeug landet illegal auf einem entlegenen Flugplatz und lüftet das Geheimnis der Fee. Am Ende wird klar, wer das Spiel neu aktiviert hat. Dieses Mal – so viel sei verraten – dient das Spiel einem guten Zweck, auch wenn es in der unerbittlichen Manier einer künstlichen Intelligenz für die Erreichung des gute Ziels unmoralische Mittel wählt. Noch ein paar Tipps für die Lösung des Rätsels: Achten Sie auf Sterne in der falschen Farbe, auf das Lied von der Fee sowie alle Redewendungen, die regelmäßig verwendet werden.

„*Ultramarin*“ ist der dritte Band der Meermädchen-Saga von Andreas Eschbach. Saha, halb Luft- und halb Wassermensch, geht zur Schule und versucht, sich auf den Abschluss vorzubereiten. Sie lebt mit dem Submarin-Prinzen Leon bzw. Sechs Finger zusammen, der gerne kocht und der sie liebt. Saha, die Mittlerin zwischen Luft- und Wassermenschen,

bekommt viel zu tun. Hohe Stirn, der Anführer des Submarin-Stammes der Graureiter, sabotiert die Unterwasserleitungen der Menschen. Saha begibt sich dann im Auftrag der Regierung ins Meer, um nachzuforschen und zu verhandeln. Doch dann findet Hohe Stirn einen Weg, wie er statt Kleinkrieg zu führen, die Luftmenschen tödlich bedrohen kann. Sie sollen sich innerhalb kurzer Zeit vollständig aus dem Meer zurückziehen, oder Hohe Stirn setzt einen Dämon frei. Die Regierung braucht Saha und ihre Freunde, um zu verstehen, dass es sich nicht um eine Sagengestalt, sondern ganz konkret um im Meer versenkten Müll der Vergangenheit handelt. Nur: Auf welche der zahlreichen Deponien hat Hohe Stirn es abgesehen? Gleichzeitig sucht Saha ihren Vater.

Zufällig erfährt sie, dass er in Hong Kong lebt, doch sie kommt vier Tage zu spät. Als ihr Vater sie im Fernsehen sah, machte er sich auf den Weg nach Australien. Sie haben einander verpasst, und wegen eines Pilotenstreiks kommt Saha nicht mehr aus Hong Kong fort. Darum und wegen einer Prophezeiung nimmt Saha das dubiose Angebot eines exzentrischen, charmanten Millionärs an, der ihr verspricht, sich mit seiner luxuriösen Segelyacht Ultramarin an die Fersen ihres Vaters zu heften, der vermutlich unter Wasser unterwegs ist. Der Millionär wiederum sucht Atlantis, und der versprach, es ihm zu zeigen, ist kein anderer als Hohe Stirn. Als Saha herausfindet, was gespielt wird und welches Unterwasserdepot die Welt vernichten soll, ist es schon fast zu spät, denn ihr bleibt nur wenig Zeit, sie hat keine Verbindung zur Außenwelt und ist gefesselt. Da stellt sie die traurige Frage: „Wie soll man den Weltuntergang verhindern mit einem Nagel?“ Doch sie findet einen Weg.

Am Ende wird die Menschheit gerettet, doch Sahas Leben verändert sich erneut dramatisch. Hat sie Sechs Finger verloren? Spannender Lesespaß. Sie erwarten dramatische Stunden unter Wasser!

Und noch ein jugendliches Liebespaar: „*Cinder und Ella*“ von Kelly Oram sind zusammen natürlich – Cinderella, also Aschenputtel. Diese Aschenputtelversion hat mir gut gefallen. Cinder und Ella kennen sich seit zwei Jahren aus dem Internet, doch treffen können sie einander nicht. Denn dann würde sie bemerken, dass sie die ganze Zeit mit einem der bestaussehenden und verruchtesten Jungschauspieler Hollywoods geschattet und gemailt hat. Und er liebt es, dass sie so wenig Respekt vor ihm zeigt. Doch dann verschwindet sie aus seinem Leben. Noch während des Chats gerät das Auto ihrer Mutter unter einen Laster und die Verbindung bricht für ein ganzes Jahr ab. Dass etwas Schlimmes passiert sein muss, ahnt Cinder, denn sonst hätte Ella Mara ihr geliebtes Buchblog niemals brach liegen lassen.

Die beiden vereint ihre Liebe zu Fantasy-Büchern, insbesondere zu den Aschenchroniken, deren Held, Prinz Cinder, seine geliebte Ella Mara verleugnet und stattdessen pflichtbewusst eine andere heiratet. Da ihre Mutter bereits diese Bücher liebte, heißt Ella Mara tatsächlich wie die Buchheldin. Cinder ist in Wirklichkeit Jungstar Brian und sagt sofort begeistert zu, als er bei der Buchverfilmung den Prinzen spielen soll.

Nach einem langen Koma, zahllosen Operationen und einem Selbstmordversuch darf Ella schließlich das Krankenhaus verlassen. Da ihre alleinerziehende Mutter tot ist, zieht sie zu ihrem inzwischen wieder verheirateten Vater in die Welt der Reichen und Schönen und soll eine Privatschule besuchen. Da ihre Haut zu 70 % verbrannt war bei diesem Unfall, ist ihr Körper nun voller Narben, sie hinkt an einem Stock, eigentlich nur ihr Gesicht blieb unverseht. Doch mit einer Model-Stiefmutter, verzogenen Zicken-Stiefschwestern und mobbenden Mitschülern macht das Leben keinen Spaß. Darum meldet sie sich wieder bei Cinder alias Brian, der sich just wenige Tage zuvor aus Publicity-Gründen mit seiner Filmpartnerin verlobt

hat. Und diese böse Hexe ist nicht gewillt, ihn gehen zu lassen. Doch Ella will ihn ohnehin nicht treffen, so wie sie nun aussieht.

Wie die beiden einander dann doch begegnen und ein Paar werden, das ist dann recht märchenhaft, aber trotzdem schön! Ein Halloween-Ball und eine Fantasy-Convention spielen dabei eine Rolle.

In „*Happy End – und dann?*“ geht die Geschichte von Cinder und Ella weiter. Sie sind sich geistig so vertraut, aber körperlich so fremd. Dieses Buch hat mich allerdings ziemlich genervt, denn die ganze Zeit geht es nur um die Frage, wann Cinder Ella endlich entjungfern darf. Am liebsten sofort, als Weihnachtsgeschenk, nach zwei Wochen Beziehung, in heißen Dessous. Nachdem Ella von einem Paparazzo hereingelegt wurde und ihre Jungfräulichkeit sogar Thema im Fernsehen wurde, bekommt sie von einem bekannten Unterwäschelabel ein Angebot für einen Modelvertrag, um den ihre Stiefmutter sie nur beneiden kann. Die ganze Welt will Ella nun samt ihren Narben halbnackt sehen. Doch leider hadert sie mit ihrem Aussehen und liebt ihren zerstörten Körper immer noch nicht. Ihre Stiefschwester und die Öffentlichkeit setzen Ella unter Druck, während Cinder immer wieder betont, dass er warten könne. Trotzdem macht er ständig Andeutungen und versucht, sie zu verführen. Natürlich gibt es ein Happy End in dem Sinne, dass Ella zum Wohle der Menschheit und um zu beweisen, dass sie mit sich im Reinen ist, doch noch Erotikfotos von sich veröffentlicht. Damit wird sie zur Botschafterin, dass man nicht perfekt sein muss, um sich in seinem Körper wohl zu fühlen. Mit Cinder steigt sie erst in die Kiste, nachdem er sich mit ihr verlobt hat. Die Entwicklung ihrer Gefühle wird gar nicht dargestellt. Cinder denkt sowieso von Anfang an ans Heiraten und Ella knickt anscheinend unter dem allgemeinen Druck ein.

Das ist also die Handlung des Romans. Da kann ich nur genervt die Augen rollen. Nacktfotos und Sex als Beweis dafür, dass man seinen Körper liebt? Und warum muss man das tun? Und was geht das die anderen an? Hat nicht jeder das Recht, so traurig zu sein, wie er will? Als Leserin frage ich mich, ob es nicht noch andere Themen gegeben hätte, eher emotional-psychologischer Art. Die Gefühle von Ella bleiben jedoch abstrakt und Cinder ist sowieso nur damit beschäftigt, den Traumprinzen abzugeben. Nach meiner Erfahrung fühlt es sich recht unwirklich an, jemanden zu treffen, den man schon zu kennen glaubte. Man muss sich in gewisser Weise gegenseitig neu entdecken, Wissenslücken füllen. Doch Cinder und Ella verbringen scheinbar die meiste Zeit waagrecht zusammen. Alle anderen gemeinsamen Tätigkeiten werden nur nebenbei erwähnt. Gestört haben mich auch die wirklich dämlichen Dialoge in diesem Roman und wie die ganze Welt Ella umschwärmt, bewundert und umwirbt, um ihr zu helfen, ihre Träume vom Leben im und vom Medienrummel zu verwirklichen. Ruckzuck braucht sie eine Managerin, um die zahllosen Medienanfragen zu bewältigen und ihre Biographie verfilmen zu lassen. Biographie? Hallo? Sie hat gerade mal die Schule abgeschlossen. Aber natürlich braucht die Welt diese Geschichte, damit Millionen von gesunden Mädchen sich nicht mehr hässlich finden. Alle reden auf sie ein, um Ella davon zu überzeugen, wie „wunderschön“ sie sei. Unrealistisch und sexistisch!

Zunächst wurde ich gar nicht warm mit dem ersten Band der Spiegelreisenden-Saga: „*Die Verlobten des Winters*“ von Christelle Dabos. Die Handlung kriecht langsam und bedächtig voran. Diese Welt mit den lebendigen Häusern und Schals, mit einem Mädchen, das durch Spiegel geht und zwangsverheiratet werden soll, die gefiel mir gar nicht. Ich musste mich erst hineinfinden. Die Hauptpersonen sind alle Antihelden: die tollpatschige Ophelia, ihre

griesgrämige Tante Roseline, der ungehobelte Verlobte Thorn und dessen schöne, oberflächliche Tante Berenild. Sie alle spielen in einem Spiel mit, das ihnen nicht behagt. Aber höhere Mächte haben beschlossen, dass Ophelia und Thorn heiraten sollen. Thorn reist also an, holt seine Verlobte ab und verschwindet so schnell wie möglich, weil er seine Geschäfte am Königshof des Pols nicht lange verlassen kann. So wird Ophelia ihrer liebenden Familie und betulichen Welt von Anima entrissen und in eine eisige Winterwelt gebracht. Einzig ihre Tante Roseline begleitet sie, um über sie zu wachen. Das tut sie dann auch mit der ganzen Entschlossenheit einer älteren Dame, die keine Macht hat.

Diese Welt besteht seit „dem Bruch“ aus einzelnen „Archen“, also Erdteilen, die im Nichts schweben und jede sich enorm unterscheiden. Magie ist jedoch überall präsent, wenn auch in verschiedenen Formen. Ophelia ist eine Leserin und Spiegelgängerin. Als Leserin kann sie die Geschichte von Gegenständen durch eine Berührung vor ihrem inneren Auge entstehen lassen. Darum trägt sie ständig ihre Leserinnenhandschuhe, die sie daran hindern, die Geschichte von allem zu lesen, das sie berührt. Sie spricht leise, ist ungepflegt und lässt ständig Dinge fallen oder stolpert.

Thorn ist ein großer schlaksiger Mann mit ruppigen Manieren. Allmählich erfahren wir im Verlauf der Geschichte, wie er zu seiner verhassten Außenseiterrolle kam, schon von Geburt an, aber man zweifelt doch bis zuletzt daran, ob man ihm vertrauen kann.

Wem kann Ophelia überhaupt vertrauen, außer Roseline? Ein Jahr Verlobungszeit sollen die beiden widerwillig Verlobten verstreichen lassen, bevor sie heiraten. Doch niemand darf wissen, dass sie bereits hier ist, weil Thorns zahlreiche Feinde ihr sonst schaden könnten. Diese Welt ist hochgefährlich.

Auf Anima leben in einer egalitären Gesellschaft freundliche Menschen, die ihre magischen Fähigkeiten zum Reparieren und Bewahren anwenden. Am Hof des Pols jedoch herrschen Illusionen, Drogen und tödliche Intrigen. Am Pol führen der Drachenclan, zu dem Thorn halb gehört, und die Miragen (Illusionenweber) einen unerbittlichen Kampf um die Vorherrschaft. Nur nebenbei erfahren wir, dass es früher zwei weitere Clans gab, von denen der eine bis auf ein einziges Kind ausgelöscht wurde, und der andere weit entfernt im Exil lebt.

Um hier überleben zu können, muss Ophelia sich als der Page „Mimo“ verkleiden. Doch sie stolpert von einer Katastrophe in die nächste. Es gelingt ihr tatsächlich, selbst Verbündete zu finden. Was mir persönlich daran nicht gefällt ist, dass ihre Helfer ihr die Unterstützung quasi schenken. Sie muss sie sich nicht verdienen, schon gar nicht dadurch, dass sie selbst jemandem hilft. Der erste Band endet in dem Augenblick als Ophelia beschließt, zukünftig eine andere Strategie einzusetzen: Liebenswürdigkeit und Charme. Ehrlich gesagt traue ich ihr das gar nicht zu. Das kann nur wieder schief gehen.

Sprachlich gefiel mir dieser Roman. Ich denke da an Redewendungen wie „Die Lippen zusammengepresst wie Wäscheklammern“ und „Man präsentiert sich am Hof nicht mit einem unerzogenen Schal um den Hals“. Das brachte mich zum Schmunzeln!

Im zweiten Band, „*Die Verschwundenen vom Mondscheinpalast*“, geht es weiter mit Ophelia, Thorn, Tante Roseline und Berenild. Durch eine Laune des Familiengeistes Odin, der sich selbst Farouk nennt, wird Ophelia zur Vize-Geschichtenerzählerin und muss regelmäßig auf der Bühne auftreten. Das liegt ihr gar nicht, aber sie macht das Beste daraus. Allerdings verärgert sie eines Tages Farouk, und Thorn hält es für sicherer, sie und ihre eben zur Hochzeit angereiste Familie in einen Kurort zu verfrachten. Weg vom intriganten, muffigen Hof an die frische Luft! Doch auch dort herrscht nicht die heile Welt. Und der Hof folgt ihr. Inzwischen

sind drei Männer auf mysteriöse Weise verschwunden, und Ophelia wird von Farouk damit beauftragt, sie wiederzufinden. Dank ihrer magischen Fähigkeiten gelingt es ihr, die Spur von den Sanduhren über die Traumfabrik, die Aufzugsknöpfe und Türklinken zu verfolgen, bis sie selbst in eine tödliche Falle stolpert. Im letzten Moment wird sie von Thorn gerettet, wenn sie auch für den Rest des Buchs mit einem gebrochenen Arm herumlaufen muss. Eine schöne Szene, wie sie sich inmitten von Trümmern und Chaos in den Armen liegen, Ophelia weinend, und sie begreift, dass ihr Platz an der Brust von Thorn ist, dessen Zuverlässigkeit, Unbestechlichkeit und Stärke sie inzwischen schätzen gelernt hat. Thorn gerät in den Verdacht, drei Morde begangen zu haben, und Farouk ist kein gerechter Herrscher, der sich in seinem Urteil auf eine faire Verhandlung stützt. Obwohl alle davon ausgehen, dass die Hochzeit platzt, versucht Ophelia, Thorn noch zu retten. Zuerst versucht sie vergeblich, Farouk umzustimmen. Irgendetwas hat sie falsch gemacht. Also geht sie ins Gefängnis und heiratet Thorn. Bei dieser Zeremonie werden nämlich die jeweiligen magischen Kräfte ausgetauscht. Leider hat es nicht geklappt. Thorn ist kein Leser, und in wenigen Stunden kommt Farouk, dessen Buch Thorn lesen soll oder sterben. Am Ende sorgt die Erkenntnis für Erleichterung, dass Thorn Ophelias Spiegelgängerfähigkeiten erhielt und damit spurlos aus dem Gefängnis fliehen konnte. Ophelia kehrt als verheiratete Frau mit ihrer Familie nach Anima zurück. Aus dem Klappentext von Band 3 weiß ich, dass sie Thorn erst drei Jahre später wiedersehen wird. In der Zwischenzeit wird sie als Museumsleiterin ihre neu erworbenen Gedächtnisfähigkeiten sicher gut gebrauchen können ... Band 3 und 4 lese ich auch noch!

„Die Stille zwischen den Sekunden“ von Tania Witte handelt vom Thema „Traumatisierung“ in verschiedenen Varianten. Im beschaulichen Hannover explodiert eine U-Bahn durch ein Bombenattentat, und Mara hat sie gerade noch verpasst. Doch zum Glück ist da ihre Seelenschwester Sirin, mit der sie über alles chatten kann. In die Schule darf Sirin jetzt leider nicht mehr. Stattdessen trifft Mara ihren Mitschüler Chriso, der auch am Bahnsteig war und nun jemanden zum Reden sucht. Chriso, der coole Youtuber, in den Mara schon lange verliebt ist!

Doch nicht nur die beiden sind traumatisiert, sondern auch Maras Mutter vom plötzlichen Tod ihres Ehemanns, Sirins Eltern von einem Attentat im Irak, Mitschüler durch Cybermobbing. Jeder geht mit dem Psychostress anders um, auf verschiedene, nicht vernünftige Weise.

Dieser Roman zeigt eine Jugend im Multimedia-Gespinnst und Multikulti-Mischmasch. Mara und Sirin betreiben ein internationales Kochblog, Chriso filmt heimlich Gelächter, weswegen Mara sich schwer tut, ihm zu vertrauen. Ist ihr Treffen ein Trick, ein Interview? Wird sie sich morgen selbst im Internet hören unter dem Hashtag #MaraDrehtDurch?

Gut gefallen hat mir die neudeutsche Formulierung „Mein Lachen war so Fake!“, aber auch „Essen ist Liebe“ und der Ausdruck von Maras Teenager-Lebensgefühl: „Mir war das alles zu kompliziert: die Katzen, die nicht kamen, wenn man sie brauchte, die Welt, in der Menschen für ihre Götter andere töteten, die Erwachsenen, die sich entweder zu wenig oder zu viel um ihre Kinder sorgten, die Liebe, die entweder gar nicht oder zur falschen Zeit oder vom falschen Menschen kam, ach, das ganze Leben an sich...“

Besonders spannend wird die Geschichte dadurch, dass hier das ein oder andere unstimmig ist und es somit ein Rätsel zu lösen gibt: Was ist wirklich passiert?

Marcella ist „Die Safranhändlerin“ von Helga Gläser. Sie handelt mit Gewürzen und sichert damit ihr Auskommen und ihre Unabhängigkeit, auch wenn ihr Onkel und ihr Freund Jacob

andere Pläne schmieden. Sie soll nämlich heiraten. Der Gedanke verursacht ihr jedoch Albträume, denn eine traumatische Erfahrung ihrer Kindheit verfolgt sie noch immer. Doch dann wird der Händler überfallen und ermordet, der ihr eine große Ladung Safran aus Genua bringen sollte. Ihre Ware ist verloren und damit auch die unvernünftig hohe Investition, die sie getätigt hat. Doch so schnell gibt sie nicht auf. Irgendwo muss der Safran ja hin sein, irgendwo wird das seltene Gut wieder auftauchen. Eine solche große Menge eines teuren Gewürzes wird verkauft werden. Und sie beginnt ihre Nachforschungen im Gefängnis, wo der vermeintliche Straßenräuber gefangen sitzt: Damian Tristand, ein international erfolgreicher Geschäftsmann, der mit dem Händler nach Hause nach Trier reiste. Da sie an seine Unschuld glaubt, befreit sie ihn, und gemeinsam machen sie sich auf die Suche nach einer großen Menge Safran. Die Befreiung Tristands ist nicht ihre einzige illegale Aktion, und ihre Nachforschungen bringen sie mehrmals in Lebensgefahr. Es scheint so als müsse öfter sie Tristand retten als umgekehrt.

Diesen Roman habe ich gerne gelesen wegen seiner Helden: Das sind Profis, die sich in höchster Gefahr tapfer schlagen. Mutig und sachlich, gleichzeitig aber auch emotional und verletzlich. Sie dramatisieren nichts, sondern sagen viel mit wenigen Worten und mit Blicken. Außerdem ist da noch Marcellas schweres Geheimnis, von dem wir gerne wissen möchten, worin es besteht. Letztlich gelingt es den beiden, in einer lebensgefährlichen und bedrohlichen Welt auch das Schöne zu sehen und das Glück zu finden.

„Ein Date mit Mr. Darcy – Mit Jane Austen den Mann fürs Leben finden“ von Lauren Henderson ist ein literarischer Ratgeber für Verabredungen und frühe Phasen von Beziehungen, die, wie in Jane Austen Romanen üblich, zur Hochzeit führen sollen. Dieses Buch zu lesen hat aus mehreren Gründen Spaß gemacht: Es verwendet zur Illustration der Dating-Tipps Beispiele aus Jane Austens Romanen, die auch heute noch funktionieren, weil wir hier den typischen Vertretern der beiden Geschlechter begegnen. Vieles geht zu Recht schief, weil sich jemand auf den Falschen eingelassen hat, und am Ende siegen Vernunft, Anstand und Geduld. Im echten Leben kann das auch funktionieren, wenn sich die richtigen beiden finden. Im Gegensatz zu den gängigen Ratgebern wird hier nicht geraten, Spielchen miteinander zu spielen, zu taktieren oder gar Machtkämpfe auszufechten. An so etwas haben doch nur unehrliche und gestörte Kreaturen ihre Freude. Und damit meine ich nicht nur denjenigen, der mit dem Partner in spe ein Spielchen spielt, sondern insbesondere denjenigen, der merkt, dass der andere taktiert. Baut das etwa Vertrauen auf? In Hendersons Buch geht es stattdessen um Zuneigung, Vertrauen, Dialoge, Partnerschaft, das Entwickeln von Gefühlen statt von Machtverhältnissen und -gefällen in der Beziehung. Zusätzlich zu den Beispielen aus Austens Romanen zitiert Henderson auch Fälle aus ihrem angeblichen Bekanntenkreis, die aber doch recht konstruiert klingen.

Praktisch sehr hilfreich ist das Buch, weil es zahlreiche Anzeichen nennt, anhand derer man einen Menschen erkennen kann, der einem als Partner nicht gut tut. Offen bleibt allerdings die Frage, wie man den Einen finden soll, der tatsächlich roman- bzw. sagenhaft passt. Angeblich haben wir heutzutage so unendlich viele Möglichkeiten, Mr. Right zu treffen, was ich aber nicht bestätigen kann. Den Tipp „Geben Sie sich mit nichts Geringerem als Liebe zufrieden“ würde ich so unterschreiben, führt aber praktisch ins Singleleben. „Vertrauen Sie darauf, dass Sie dem Richtigen begegnen werden. Es gibt so viele Menschen auf der Welt, dass Sie in Sachen Liebe keine Kompromisse eingehen müssen.“ Na, ich weiß nicht...

Interessant ist dann zum Abschluss noch der Test: Welche Romanfigur sind Sie? Ich bin natürlich Elizabeth aus „Stolz und Vorurteil“: „kontaktfreudig, humorvoll und direkt“. Darum wäre mein Traummann Mr. Darcy (trotz seiner spröden Art), Henry Tilney oder Captain Wentworth. Auch das überrascht mich nicht, sind das doch diejenigen Romanfiguren, die ich beim Lesen tatsächlich am sympathischsten fand. So, nun, wo bleibt Mr. Darcy?

Andrea Herrmann

Abenddämmerung

Max hatte gewusst, dass die Stille kommen würde, eine Stille so dicht, so kalt. Dass das Brot, das er sich zum Frühstück mit Butter beschmierte, obwohl er keinen Hunger hatte, nach nichts schmecken würde. Dass er nicht mehr im Schlafzimmer schlafen mochte, wo noch ihr Bettzeug lag. Er hatte gewusst, dass es so sein würde, wenn er Irene überlebte. Aber geglaubt hatte Max, er würde vor ihr sterben.

Seit ihrem Tod war seine Welt auf dieses eine Zimmer zusammengeschnürt, in dem er an einem Tisch saß und über Dinge nachdachte, die er an der lebenden Irene hatte vorbeischieben können. Nicht aber an der Toten.

„Vor drei Jahren ist Mama gestorben“, sagt Bruno. Er rührt in seiner Tasse, als hoffe er, dass der Kaffee dadurch besser schmecken würde.

Jede Woche besucht Bruno ihn, weil Max die Wohnung außer zum Einkaufen nicht mehr verlassen möchte. Bruno bringt Kuchen mit, den er alleine aufisst. Trübes Novemberlicht spiegelt sich in den Gläsern seiner randlosen Brille. Sein Blick sagt: Ich hätte nie gedacht, dass du sie so vermisst.

Max geht zum Schrank und holt ein Buch. Vorgestern hat er es gefunden, in der Klappbank im Flur, wo er die Telefonbücher aufbewahrt. Hätte Bruno ihn nicht gedrängt, zu einem Arzt zu gehen, und hätte Max nicht beschlossen, seinem Sohn wenigstens guten Willen vorzugaukeln und ein paar Adressen rauszusuchen, die er nie anrufen würde ... Er hätte es nie gefunden. Das Buch. Es roch nach Äpfeln, so wie Irene. Sie hatte Äpfel geliebt. Er sah sie vor sich, wie sie da saß, versunken in einen Gedanken, der sie lächeln ließ. Wie ihre Hände dabei die Schale in einer einzigen Spirale von den Äpfeln schnitten.

Ihm war übel geworden. Wie leicht wäre es gewesen, ihr dieses Lächeln auf die Lippen zu zaubern, nicht nur in jenen stillen Momenten des Apfelschälens. Wenn er nur gewollt hätte.

Max legt das Buch auf das Wachstum. Vorsichtig fährt er mit den Fingern über das Foto auf dem glänzenden Einband: über die schwarz geränderten Augen, die Streifen auf der Pharaonenkrone.

„Tutanchamun“, sagt er.

„Das brauchst du mir nicht zu sagen.“ Bruno rammt seine Gabel in das Käsekuchenstück.

„Sie hat es versteckt“, sagt Max leise. „Im Flur, in der Bank.“

Bruno starrt auf seinen Teller.

„Warum war ich so, Bruno?“

Sein Sohn zuckt zurück, als hätte Max ihn geschlagen.

„Ich meine, wir hatten das Geld. Ich hätte nur ja sagen müssen.“

„Ja. Du hattest das Geld.“

Max schlägt das Buch auf. Die Pyramiden von Gizeh. Sand, gleißende Sonne, ein verboten blauer Himmel.

Ein einziges Mal hatte Irene ihm das Buch gezeigt. „Schau dir das an“, hatte sie gesagt, mit Ehrfurcht in der Stimme, einer Ehrfurcht, die er so kindisch und unangemessen fand, dass es ihn wütend machte.

„Was diese Menschen geschaffen haben. Diese Perfektion ...“

„Ich werde dort nicht mit dir hinfahren. Niemals.“

Seine Stimme hatte ihren Satz mitten entzweigeschnitten.

Wieso, fragt er sich jetzt.

„Hast du einen Termin vereinbart?“ Bruno schiebt Krümel auf seinem Teller zusammen und zerdrückt sie mit der Gabel. Als er ein Kind war, schlug ihm Max deswegen einmal auf die Finger. Heute weiß er nicht mehr, was ihn daran reizte.

Was reizte ihn an Irene? An ihrem Lächeln, wenn sie das Buch betrachtete? An ihrem Wunsch, nach Ägypten zu reisen? Es wäre so einfach gewesen, sie glücklich zu machen. Vielleicht wäre er es dann auch gewesen.

Aber er hatte nichts getan, was sie so lächeln ließ. Er hatte es nicht mal versucht.

Jetzt ist sie tot, und er bleibt zurück mit dem Geruch nach Äpfeln, den die Wohnung aufgesogen hat, mit seiner Sehnsucht nach ihr.

„Ich habe einen Arzt gefunden“, lügt er Bruno an. „Aber ich muss drei Monate warten.“

Sein Sohn schüttelt den Kopf, ein bitteres Lächeln zuckt in seinen Mundwinkeln.

Max wendet sich ab und blättert eine Buchseite um. Ganz abgegriffen ist sie, von Irenes Händen, und sie duftet nach Äpfeln.

Abenddämmerung über dem Nil.

Martina Berscheid, Jahrgang 1973, lebt mit ihrer Familie in Homburg/Saar. Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften und Anthologien. 2015 erhielt sie den Hans-Bernhard-Schiff-Literaturpreis der Stadt Saarbrücken.

2017 Publikation des Erzählbands Leichtgewichte, 2018 erschien ihr Roman „Das Echo unseres Schweigens“ im Rabenwald Verlag.

Die Krise

Büttner suchte verzweifelt nach Zigaretten. Eigentlich hatte er sich das Rauchen längst abgewöhnen wollen. Ob er schnell an den Kiosk, drei Straßen entfernt, laufen soll? Dazu hätte er den Mantel anziehen müssen, draußen regnete es in Strömen.

Büttner drückte am Fernseher gelangweilt sämtliche Programme durch, alles Wiederholungen von Wiederholungen. Er ging zum Kühlschrank, nahm eine Flasche Bier, öffnete sie und trank in gierigen Zügen.

„Trink nicht so viel“, rief seine Frau aus dem Bügelzimmer. Büttner hasste nicht perfekt gebügelte Hemden, sie sind ein Zeichen mangelnder Perfektion.

Büttner rülpste laut, das Bier schmeckte schal. Langsam goss er den Rest der Flasche in das Spülbecken, sah dem abfließenden Schaum zu.

Ob er doch zu dem Kiosk laufen soll, schnell Zigaretten gekauft, ein Bier getrunken, seine Frau wird bestimmt noch eine Stunde mit dem Bügeln beschäftigt sein.

Sie begrüße den Tag, an dem er pensioniert wird, hatte seine Frau noch gestern gesagt. Und dass sie dann sofort sämtliche Hemden in den Mülleimer schmeißt. Über dreißig Jahre jeden Tag ein frisches Hemd, das macht zusammen bei fünf Hemden pro Woche über achttausendvierhundert in dreißig Jahren, sie käme noch ins Guinness Buch der Rekorde.

„Vielleicht gehe ich noch fünf Jahre arbeiten“, rief Büttner ins Bügelzimmer.

„Muss das sein?“, rief seine Frau zurück.

„Immerhin werde ich noch gebraucht“, rief Büttner zurück. Ob er nicht doch schnell zum Kiosk rennen soll?

„Wirklich?“, wollte seine Frau wissen, sie kam ins Wohnzimmer, Schweißperlen auf der Stirn. Natürlich wird Büttner noch gebraucht. Wer in über dreißig Jahren Wissen angesammelt hat, kann nicht einfach abtreten, ohne seine Erfahrung weiterzugeben.

Seit fast fünf Jahren wartet Büttner darauf, dass ihn jemand um Rat bittet.

Ob sie dieses Jahr wieder an die Nordsee fahren, wollte seine Frau wissen. Sie möchte einmal nach Rimini, oder nach Ibiza, in die Sonne, die Wagners von nebenan fahren jedes Jahr nach Teneriffa, einen ganzen Monat lang, der Mann ist nur Hilfsarbeiter. Wie die das schaffen, einen ganzen Monat Urlaub?

Die Nordsee sei viel schöner, die Betten dort in Ordnung, Ungeziefer gebe es auch nicht, er habe keine Lust, nach zwei Nächten wie ein Streuselkuchen auszusehen, brummte Büttner.

Seine Frau seufzte, sie sei müde. Büttner schaltete den Fernseher aus, ging ebenfalls schlafen. Kaum im Bett, schnarchte seine Frau. Büttner wälzte sich hin und her, einen so tiefen Schlaf wünschte er sich seit langem.

Am anderen Morgen klingelte der Wecker wie seit nun fast vierzig Jahren um sechs Uhr und fünfzehn Minuten, Büttner fühlte sich wie erschlagen, aber er wollte nicht krank feiern. Genaugenommen war er nie krank gewesen, die Firma wird es ihm zu danken wissen.

Büttner schleppte sich zur Bushaltestelle. Heute würde er eine Stunde früher Schluss machen, sich zu Hause aufs Sofa legen und schlafen.

Ecke Wiedenbacherstraße und Brendlerplatz staute der Verkehr. Ein Auffahrunfall, nichts Schlimmes. Büttner schaute ungeduldig auf die Uhr, bereits Viertel nach acht, er würde zu spät im Büro erscheinen.

Auf die Frage, ob er aussteigen und den Rest zu Fuß gehen könne, antwortete der Busfahrer mit einem barschen „Nein!“.

Viertel vor neun Uhr setzte sich der Verkehr wieder in Bewegung. Am Belzplatz stieg Büttner aus, vor neun Uhr würde er nicht im Amt eintreffen. Er hätte sich beim Fahrer eine Bescheinigung geben lassen können, der Bus habe unverschuldete Verspätung. Aber man wird ihm auch so glauben.

Vor dem Tabakwarengeschäft am Belzplatz blieb Büttner stehen. Auf die zwei Minuten wird es auch nicht mehr ankommen, unbedingt muss er eine Zigarette rauchen, das beruhigt die Nerven.

„Heute etwas spät dran“, meinte der Ladenbesitzer, offenbar an einem Gespräch interessiert, Büttner war der einzige Kunde.

„Jaja, ein Unfall Ecke Wiedenbachstrasse und Brendlerplatz, nichts Schlimmes, bloß ein Riesenstau“, sagte Büttner.

„Wie immer, fahren durch Rot, aber niemand will der Schuldige sein“, antwortete der Ladenbesitzer.

„Genau“, sagte Büttner und überlegte, ob er vielleicht noch eine Schachtel Zigaretten auf Reserve kaufen sollte.

„Geben Sie mir bitte noch eine Schachtel“, sagte Büttner.

„Vielleicht noch eine Zeitung?“

Büttner kaufte die Morgenpost. Auf der Titelseite ein riesengroßes Foto mit Nacktbadenden am Strand. Unter dem Foto eine Schlagzeile: Dort müsste man sein.

Büttner verließ den Laden, Viertel nach neun, sie werden auch ohne ihn klar kommen. Im Park setzte er sich auf eine Bank und betrachtete das Foto. Ihm fiel ein, nie weiter als an die Nordsee gefahren zu sein. Früher war es wegen der Kinder, später flogen die nach New York, oder nach Australien in Urlaub, Büttner und seine Frau fuhren weiterhin an die Nordsee. Wegen der gesunden Luft, den nicht vorhandenen Flöhen, aus Gewohnheit, man kennt die Strecke, schafft sie im Schlaf. Bis vor einigen Jahren hat er immer eine Ansichtskarte an die Kollegen im Amt geschickt, irgendwann gab es keine neuen Motive mehr.

Über Büttner brauten sich dunkelgraue Wolken zusammen. Er steckte die Zeitung in die Westentasche, zündete sich eine Zigarette an, sog den Rauch gierig auf. Vor dem Schaufenster eines Reisebüros las er die Sonderangebote nach Tunesien, Djerba war besonders günstig, zweihundert Euro pro Person für eine Woche, erstklassiges Hotel, Vollpension, schönes Wetter garantiert. Ägypten war noch billiger, hundertfünfzig Euro, Thailand war fast geschenkt. Büttner wäre nie nach Thailand geflogen, allein schon wegen dem guten Ruf, schnell wird einem etwas angehängt, Büttner hat sich nie etwas zu Schulden kommen lassen. Kurz entschlossen betrat Büttner das Reisebüro, fragte nach dem Angebot Tunesien.

Die Dame hinter dem Computer lächelte ihn freundlich an, knapp zehn Minuten später hatte Büttner unterschrieben, bezahlte bar.

„Heute Abend geht der Flug“, sagte die Dame, er möge rasch die Koffer packen und ab in die Sonne, sie würde ihn beneiden.

Büttner verließ das Reisebüro, Koffer packen fällt aus, wie soll er seiner Frau gestehen, allein nach Djerba zu fliegen. Er wird ihr eine Karte schreiben, versuchen, ihr alles erklären. Natürlich wird sie nicht begreifen, wieso er ohne sie geflogen ist. Vielleicht wird er sie auch anrufen, eine Ansichtskarte erlaubt nur ein paar Urlaubsgrüße, Wetter herrlich, Essen gut, Betten akzeptabel, Zimmer sauber, kein Ungeziefer, bis bald. Er wird ihr schreiben, Freiraum zu brauchen, Luft vor allem, um neue Kraft zu tanken, fünf Jahre Monotonie am Arbeitsplatz muss er noch überstehen, dann werden sie gemeinsam verreisen, ganz weit weg, vielleicht nach Australien, seine Frau darf sich das Ziel aussuchen.

Büttner war noch nie in einem Flughafen gewesen. Die Hektik irritierte ihn, dass er ohne Gepäck reise, wunderte die Dame an der Gepäckannahme.

Es handele sich um eine Last Minute Reise, erklärte Büttner etwas verlegen, unbedingt brauche er Luftveränderung, die Monotonie sei erdrückend.

„Wenn Sie bitte weitergehen möchten“, drängelte die Dame am Abfertigungsschalter, vielleicht war sie neidisch, nicht der Sonne entgegenfliegen zu können.

Der Flug nach Tunesien wurde aufgerufen. Büttner befiel ein komisches Gefühl. Was ist, wenn das Flugzeug entführt wird? Wenn es abstürzt, über dem Meer zum Beispiel, man wird seine Leiche nie finden, seine Frau wird alle Rentenansprüche verlieren. Nein, jetzt keinen Rückzieher machen, die Woche Trennung wird ihm und seiner Frau gut tun. Monotonie ist der Tod einer jeden Beziehung, mit den Jahren hat man sich nichts mehr zu erzählen, man lebt nur noch nebeneinander.

Büttner biss die Zähne zusammen, stieg langsam die Treppe hoch ins Flugzeug, gleich darauf schloss sich auch schon die Tür. Aussteigen war jetzt unmöglich. Büttner wird als neuer

Mensch zurückkommen, seine Frau wird in der Flughafenhalle auf ihn warten. Sie werden sich gegenseitig in die Arme fallen, den zweiten Frühling einläuten, das Leben neu starten, als seien sie frisch verliebt, neue Pläne schmieden, die Zukunft planen, die Jahre vergehen wie im Flug, schon ist man alt, gleich darauf tot.

Als das Flugzeug sich immer höher und höher schraubte, schloss Büttner die Augen. Vielleicht gewöhnt er sich in Tunesien auch das Rauchen ab.

Fernand Muller-Hornick

1947 in Luxemburg geboren, arbeitete als Saaldiener im Finanz- und Justizministerium. Schreibt vorwiegend Prosa für Erwachsene und Erzählungen für Kinder. 1985: Roman: Knecht oder die Liebe zu den Sternen, Zürich. 1990: Sage nicht immer Mama zu meiner Mama, Erzählung für Kinder, Luxemburg. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften hauptsächlich in Deutschland und Österreich.

Totensonntag

Es war Totensonntag, und ich war in die Innenstadt, in die Fußgängerzone gegangen. Der Weihnachtsmarkt war noch geschlossen. Das kündigte auch ein gedruckter Zettel mit den Öffnungszeiten an, den eine rundliche Frau mit Brille an den Holzbuden mit einem Tacker befestigte. Es begann langsam dunkel zu werden, und die Sterne der Weihnachtsdekoration, die über die Straße gespannt waren, leuchteten matt. Die Luft war mild.

Ich setzte mich auf die Holzbank bei dem noch geschlossenen Kinderkarussell. Dort bemerkte ich ein sehr hübsches Mädchen im Teenageralter, das eine Pudelmütze mit einem großen Bommel trug. Sie saß auf den Stufen der ehemaligen Baedeker Buchhandlung mit einem kleinen Akkordeon. Sie spielte immer dieselbe Melodie, wenn auch in verschiedenen Variationen. Dabei grüßte sie vorbeigehenden Leute mit einem „Hallo“, wobei sie lächelte. Manchen zeigte sie auch eine Art „Stinkefinger“, Leuten die vorbeigingen und sie nicht beachteten. Zwischenzeitlich unterbrach sie das Spiel und bohrte in der Nase. Der eine oder andere Passant warf eine Münze in ein Körbchen, welches sie vor sich stehen hatte. Das Mädchen steckte sie gleich darauf weg.

Schließlich erschien ein Junge in ihrem Alter, der die Obdachlosenzeitung bei sich trug. Sie sprachen miteinander und sie klimperte mit den Münzen, die sie in die Hosentasche gesteckt hatte. Der Junge lachte.

Mich lenkte inzwischen eine Gruppe Gehörloser ab, die in der Gebärdensprache miteinander kommunizierten. Als ich wieder zu dem Mädchen sah, war es nicht mehr da, ebenfalls der Junge nicht. An der Stelle, wo sie gesessen hatte, lag ein Stück Pappe. Auch ich setzte nun meinen Weg durch die weihnachtlich geschmückte Fußgängerzone fort.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“. Seine Geschichte „Wehmütige Weisen“ erschien neulich in der Anthologie „Es hört sich an wie eine Melodie“ im Geest-Verlag in Vechta. Die Beiträge wurden von Menschen mit Behinderungen verfasst.

Unser Aschenputtel

Damals trugen wir wunderschöne lange bunte Kleider. Jetzt hängen sie vergilbt im Schrank, und Margot und ich laufen meist in Pullovern und Hosen herum.

Ja, das sind Äußerlichkeiten. Aber in dieser Geschichte sind Äußerlichkeiten wichtig.

Zum Beispiel die dunkle Hautfarbe meiner Schwester. Margots Vater stammte aus Kamerun. Unsere Mutter war nicht lange mit ihm zusammen, weil er gegen ihren Drogenkonsum war. Unsere Mutter hat in ihrer Jugend alle bekannten und beliebten Drogen versucht und blieb dann beim Rotwein. Margot wurde geboren, als gerade Haschisch für gute Laune sorgte. Und meine Schwester ist auch ein heiterer Mensch. Sie ist schön und groß und schlank und stolz auf ihr Aussehen.

Ich bin auch groß. Zusammen überragten wir schließlich unsere Mutter. Auch ich fiel auf mit meiner weißen Haut und den großen blauen Augen. Unsere Mutter schmückte sich mit uns und nahm uns schon als Kinder überallhin mit.

Wir lernten mit ihrer Musiktheatergruppe „Moments“ ganz Deutschland kennen, bis Mutti sich mit uns in Heidelberg niederließ und eine Boutique für orientalische Kleidung eröffnete, das „Fata Morgana“. Bis dahin hatten wir beide viel Zeit bei unserer Oma mütterlicherseits verbracht, damit wir zur Schule gehen konnten.

Jetzt wurde Mutti häuslich. Sie richtete unsere Wohnung bunt ein und gab uns reichlich Taschengeld. Abends kochte sie einen ihrer Eintöpfe. Das war alles, was sie kochen konnte, aber es war sehr gut. Sie fand bald neue Freunde und Freundinnen und lud sie zum Essen ein. Sie hatte immer jemanden an ihrer Seite. Sie war sehr anziehend mit ihrem lockigen braunen Haar und ihrer zierlichen Gestalt. Damals nannte sie sich Mari. In ihrem Ausweis stand „Marianne“.

Das klingt alles so harmlos und sorglos, und das war es auch. Aber wir wussten schon, dass es so nicht unbedingt bleiben musste. Mutti hatte uns an ihre Wechsel gewöhnt.

Überrascht waren wir dann doch, als sie uns Gregor Rauch vorstellte. Er sah vollkommen bürgerlich aus mit seinem kurzen eisengrauen Haar und seinen weißen Hemden. Er leitete eine Poststelle und sprach ruhig und bedächtig. Er schüchterte uns ein, aber als er auf einen Scherz Muttis mit einem kleinen Lächeln antwortete, gewann er uns für sich. Margot benannte einen Kater nach ihm.

Mutti ging einige Male mit ihm aus. Dabei wurden ihre Aufmachungen immer sitzsamer und konventioneller. Schließlich verabschiedete sie sich von uns in einem kleinen Schwarzen.

„Das ist ernst!“, meinte Margot, als Mutti uns verlassen hatte. Wir lehnten aus dem Wohnzimmerfenster und beobachteten die Straße. Gregors Wagen war bereits verschwunden.

„Meinst du?“

„So viel Mühe hat sie sich noch nie gegeben. Den will sie wirklich.“

Aber heiraten? Mutti ließ uns an einem Abend kurze Zeit später wissen, dass sie Gregors Frau werden wollte. „Ihr seid meine Brautjungfern! Außerdem bekommt ihr eine Schwester.“

„Gregor hat eine Tochter? Wie alt ist sie?“

„Ein bisschen jünger als ihr. Und sie ist still – furchtbar still. Da könnt ihr einen guten Einfluss ausüben. Lacht ein bisschen mit ihr.“

„Wie heißt sie?“

„Doris oder Dodo oder Dörte – ich weiß nicht. Ich hab nun mal kein Namensgedächtnis.“
Mutti sollte also Stiefmutter werden. Und wir mussten uns daran gewöhnen, Stiefschwestern zu sein. Wir dachten an das Märchen vom Aschenputtel. Wir wären beide lieber das edle Stiefkind als eine böse Schwester gewesen.

„Abwarten. Vielleicht ist sie ganz süß!“, meinte Margot. „Süß“ war damals eines unserer Lieblingswörter. Oft hatten wir einen von Muttis Freunden süß gefunden, aber den Gregor nicht.

Vor der Hochzeit gab es ein Abendessen in einem vornehmen Restaurant, bei dem wir Gregor und seine Tochter treffen sollten. Mutti ging mit uns einkaufen und zankte sich mit uns, weil wir uns nicht bürgerlich verkleiden lassen wollten.

Schließlich gab sie nach. „Er kennt euch ja!“, sagte sie. „Macht, was ihr wollt! Aber blamiert mich nicht mit eurem Benehmen.“

Das hätten wir uns von niemandem außer Mutti sagen lassen. Von ihr duldeten wir solche Zudringlichkeiten. Wir wussten ja selbst, dass wir manchmal albern waren.

Schließlich wurden für mich ein einfaches blaues Baumwollkleid und für Margot ein Hänger aus roter Seide gekauft. Mutti blieb bei ihrem kleinen Schwarzen.

Damals war Margot siebzehn Jahre alt und ich ein Jahr jünger. Und Mutti war Ende dreißig und sah jünger aus. Es war ihr nicht wichtig, aber wir wurden oft für Schwestern gehalten.

Dann „Chez Paul“. Weiße Tischdecken und Silberbesteck – einschüchternd.

Aber bevor dieser Ort seine Wirkung ausüben konnte, wurde uns Doris vorgestellt, und die war schüchtern genug für uns drei. Sie war kleiner als wir, ungefähr so groß wie Mutti, und sie trug eine große runde Brille und hatte braungraues, im Nacken zusammengebundenes Haar. Unter dem Saum ihres hellen Blümchenkleides schauten mickerige Beine und knorrige Knie hervor. Sie war fünfzehn und noch ein Kind. Sie nickte nur, als sie unsere Namen hörte.

Beim Essen versuchten wir, mit ihr zu sprechen, aber sie brachte kaum etwas außer „ja“ und „nein“ heraus. Sie wurde leicht rot. Sie geriet schon in Stress, wenn sie angeschaut wurde.

Es gab Hähnchenfilet. Wir aßen so manierlich wie wir konnten und Doris sicherlich auch. Aber gerade ihr rutschte das Filet vom Teller und über Muttis Kleid auf den Boden. Das wirkte wie ein Donnerschlag auf die Kleine. Sie wurde ganz rot und bekam Tränen in die Augen. Mutti putzte an ihrem Kleid herum – sinnlos. Da prangte ein großer Fettfleck.

Doris tat ihr so leid, dass sie sich nicht weiter darüber ärgerte. Und sie nahm das Leben sowieso immer leicht.

Aber Gregor war finster. „Ich werde dafür sorgen, dass dieses Kleid vom Taschengeld meiner Tochter gereinigt wird!“

Und Doris entspannte sich ein bisschen. Die Strafankündigung hatte ihr gut getan.

So war also Doris.

Noch vor der Hochzeit wurde uns Gregors Haus gezeigt. Es lag in einem Villenviertel und hatte einen sehr ordentlich gehaltenen Garten. Auch drinnen herrschten Ordnung und Sauberkeit. „Das hat alles Doris gemacht!“, informierte uns Mutti. „Sie ist ein kleines Hausmütterchen. An der nehmt euch mal ein Beispiel.“

Irgendwann in dieser Zeit erfuhren wir, dass die erste Frau Rauch Arzthelferin gewesen war und ihre Tochter zum Mithelfen im Haushalt erzogen hatte. Sie war dann beim Baden im Urlaub ertrunken, und Doris trauerte immer noch um sie. Sie hatte versucht, sie zu ersetzen. Mutti war dankbar, weil es in diesem Haus schon so jemanden gab, so dass sie sich weiter um ihren Laden kümmern konnte. Nur wir waren nicht zufrieden. Wir hatten jede ein schönes großes Zimmer bekommen, und da wollten wir frei und sorglos sein. Aber da war eben Doris,

und Doris ging täglich in alle Räume und putzte. Herumliegende Kleider tat sie in die Wäsche oder zurück in die Kleiderschränke. Wir hassten das.

Aber wie sollten wir mit jemandem streiten, der so schüchtern und geduckt war? Und alles zu Ehren der toten Mutter? Das machte uns stumm.

Damals ließen wir uns das Leben nicht so leicht vermiesen. Da es uns zu Hause nicht mehr gefiel, gingen wir eben aus. Wir trafen uns vor der Heiliggeistkirche mit anderen jungen Leuten und zogen durch die Straßen. Wir rauchten, wir aßen Eis.

Mutti war damit einverstanden, meinte aber: „Nehmt doch mal Doris mit. Die kommt ja nie raus. Die wird mir noch komisch.“

Doris mitnehmen? Wohin? Wo passte sie hin?

Gregor spendierte uns schließlich Theaterkarten, zusammen mit Doris. Margot und ich zogen die Klamotten an, die wir schon bei „Chez Paul“ getragen hatten. In denen warteten wir im Wohnzimmer auf unsere Stiefschwester.

Wir warteten lange. Wir wunderten uns. Hatte Doris so viele Kleider, unter denen sie wählen konnte?

Mutti ging schließlich zu ihr und schaute nach. Sie blieb eine Weile. Dann kam sie und sagte: „Sie saß auf dem Bett und heulte. Erst wollte sie nichts sagen, aber dann kriegte ich doch heraus, dass sie sich schämt. Ihr seid so schön, und sie ist die graue Maus. Ich hab ihr einen Lippenstift von mir gegeben und den Rat, etwas anzuziehen, in dem sie sich wohl fühlt. Seid nett zu ihr!“

Wir warteten wieder. Dann kam Doris ins Zimmer und hatte einen rotverschmierten Mund. Dazu trug sie ein langes schwarzes Kleid, das nach Konfirmation aussah.

Ich sagte nichts, aber Margot rief: „Du musst in den Spiegel schauen, bevor du aus dem Haus gehst! Hat dir das niemand beigebracht? Warte, ich helf dir!“

Mit schnellen, mütterlichen Bewegungen brachte sie das Gesicht unserer Stiefschwester in Ordnung. Doris hielt still. Doris war immer still. Aber ich glaube, sie war verzweifelt.

Und ob sie etwas von dem Theaterstück hatte? Sicher kannte sie Goethes „Faust“, denn sie ging auf ein gutes Gymnasium, und auch Gregor war sehr gebildet. Aber das brillante, rasante Spiel auf der Bühne, das ganze geistige Feuerwerk, ging an ihr vorbei. Sie saß gerade in ihrem Sessel, vorn an der Kante, und hatte die Hände auf den Knien.

„Sie ist viel zu jung für uns!“, beschwerte sich Margot bei Mutti. „Ich hab keine Ahnung, was sie den ganzen Tag treibt außer Aufräumen und Putzen.“

„Ich glaube, sie liest“, meinte Mutti. „Ich hab sie neulich mit einem Buch hinten im Garten gesehen.“

„Hinten im Garten? Wozu versteckt sie sich?“

„Kinder, sie ist nicht wie ihr. Ihr traut euch alles und sagt alles. Ich hab euch ja immer dazu ermutigt. Der Gregor ist ein bisschen strenger als ich. Lasst sie ruhig lesen, wo sie will, und stört sie nicht.“

Wir störten sie nicht. Wir gingen ihr aus dem Weg. Wenn sie in unserer Nähe war, waren wir so freundlich wie möglich. Sie antwortete einsilbig und schaute uns dabei nicht an.

Eines Nachmittags in diesem Sommer war ich allein, denn Margot hatte zum Zahnarzt gemusst. Ich überlegte gerade, welche von unseren Freundinnen ich anrufen sollte, als ich Doris hinter der Tür zum Korridor vorbeigehen sah. Sie trug ein kurzärmeliges Blüschen und hatte ein großes Buch unter dem Arm.

Ich stand auf und ging zu ihr: „Was liest du da? Lass mal sehen!“

Sie wurde wieder rot, fragte aber und zwar mit leiser gepresster Stimme: „Wozu willst du das wissen?“

Da sah ich aber schon, dass sie „Vom Winde verweht“ dabei hatte. „Das ist ein schönes Buch! Das habe ich auch gelesen. Wie weit bist du denn?“

„Ich hab erst den Anfang gelesen.“

„Magst du die Scarlett? Dir ist bestimmt die Melanie lieber!“

„Ich weiß nicht.“

Mehr bekam ich nicht aus ihr heraus. Ich hatte den Eindruck einer Träumerin, die sich nicht gerne stören ließ.

Ich sollte noch von der Hochzeit berichten. Für Mutti war es das erste Mal, deshalb trug sie ein bisschen Myrte im Haar, und das sah allerliebste aus zu ihren Locken.

Gefeiert wurde in einem Lokal am Neckar mit einem großen Garten.

Während des Essens entfernte sich Doris auf einmal und kehrte nicht mehr zurück. Wir bemerkten es nicht, aber Mutti hatte aufgepasst. „Sie ist bestimmt auf dem Klo und heult. Ich glaube, ich sehe mal nach.“

Uns beiden war das nicht recht. Wir waren der Meinung, dass unsere Stiefschwester in Ruhe gelassen werden sollte. Sie wollte das. Und das war nicht schön. Aber wozu sich darum kümmern?

Ich sagte zu Margot: „Ich glaube, sie weint, weil ihr Vater Mutti geheiratet hat!“

„Na vielen Dank! Ich kenne schlechtere Leute als uns!“

Es war eine große und bunte Hochzeit, denn das Brautpaar hatte alle seine Verwandten und Bekannten eingeladen. Unsere Tante Bea erschien schwitzend in einem langen meerblauen Kleid, mit Geschenken beladen. Nur für die Doris war nichts dabei. An die hatte sie nicht gedacht. Die war ihr bei dem ganzen Trubel zunächst gar nicht aufgefallen.

„Was mach ich nur?“, wandte sich Tante Bea an uns. „Ich will die Ärmste doch nicht kränken!“

„Gib ihr mein Geschenk!“, bot ich an. „Dann hast du eben zweimal eine Freude gemacht!“

Tante Bea nahm also die Tasche zurück, die sie für mich ausgesucht hatte, ein hochmodisches Ding aus rotem Rauhleder mit langen Schmuckfransen. Tante Bea war bei uns sehr beliebt, weil sie so großzügig war.

Zunächst musste sie warten, denn Doris war ja nicht da. Doris war eine Nervensäge, dachte ich damals und zwar nicht zum ersten Mal.

Schließlich erschien Mutti wieder und war zu unserer Bestürzung auch ganz verweint.

„Was hast du?“, wollte Margot wissen.

„Ich weiß nicht, ob ich euch das sagen soll.“

Wir Schwestern blickten einander an. „Schon wieder Doris!“ stand in unseren Augen zu lesen.

„Sind wir denn solche Ungeheuer?“, fragte ich.

„Ihr seid zu jung. Ihr versteht die Menschen noch nicht. Die Doris trauert jetzt um ihre Mutter. Sie kann nicht mit uns feiern.“

Tante Bea nahm ihr Geschenk wieder mit. Wir alle hatten zu warten, bis sich Doris von ihrem Schmerz erholt hatte. Und Mutti war jetzt auch ganz still.

„Sie hat Mutti die Hochzeit vermiest!“, meinte Margot. „Sie hätte sich zusammennehmen sollen.“

„Wir verstehen sie halt nicht.“

„Ja.“

Und damit war dieses Thema für uns erst einmal beendet. Wir hatten genug von Doris und unserer Unbeholfenheit im Umgang mit ihr.

Im Herbst dann mieteten Mutti und Gregor ein Haus am Meer in Dänemark und freuten sich, weil wir zwei mitkommen wollten. Wir wollten im Meer baden und uns sonnen, denn Sonnenbaden war damals modern.

Auch die Doris wurde von meiner Mutter gefragt. Daran erinnere ich mich noch gut. „Kind, willst du mit nach Dänemark? Dort ist es jetzt wunderschön!“

„Papa will, dass ich mitkomme!“, antwortete Doris.

„Hast du denn auch einen Bikini?“

„Nein.“

Mutti hätte ihr gerne vorgeschlagen, mit ihr einkaufen zu gehen, aber das wagte sie nicht. Seit der Hochzeit hatte sie eine große Scheu vor Doris.

Aber sie war findig und legte ihrer Stieftochter heimlich ihren schönsten eigenen Bikini aufs Bett. Er war tomatenrot und an den Schultern mit Schnüren zu befestigen. Er war ein bisschen verspielt und sollte Doris zum Lächeln bringen.

Dänemark. Ich sehe uns noch am Meer auf unseren Decken. Neben mir streckte sich meine schöne schwarze Schwester aus. Ich bekam einen Sonnenbrand.

Und in einiger Entfernung saß Doris mit ihrem Buch. In einem kurzen geblühten Kleid. Kein Bikini.

Wir ölten uns ein und liefen ins Wasser. Wir hatten einen Riesenspaß. Und war es nicht nett von uns, dass wir nicht zu Doris hinschauten? Wir wollten uns nicht überlegen fühlen.

Wir hatten sie aufgegeben. Wir dachten nicht mehr an sie, als wir Magnus und seine Freunde kennenlernten, Kunststudenten aus Berlin.

Eines Tages war an unserer Decke ein blonder und muskulöser junger Mann erschienen und hatte uns ein Blatt entgegengehalten, das irgendwo abgerissen zu sein schien. „Da, das ist für euch! Ich habe euch beide gezeichnet. Ihr seid die schönsten Mädchen am Strand.“

Das hörten wir gern. Wir waren zwar selbstbewusst, aber wir wussten genau, dass wir nicht die einzigen Schönheiten an diesem Strand waren. Magnus war uns sofort willkommen.

Auf Doris achteten wir da nicht, weil wir viel zu sehr in ein lustiges Gespräch mit den Kunststudenten vertieft waren. Wir liefen mit ihnen in die Wellen und schubsten einander herum.

An diesem Abend sollte am Strand Feuer gemacht und musiziert werden. Die neuen Jungs luden uns dazu ein.

Mutti hatte wieder einmal nichts dagegen, aber Gregor verzog skeptisch das Gesicht: „Die kennen wir kaum.“

„Aber ich bin schon siebzehn!“, erklärte Margot. „Ich passe auf meine Schwester auf.“

„Nehmt doch Doris mit!“, schaltete sich Mutti ein. „Vielleicht macht ihr die Musik Spaß.“

Doris saß mit uns am Tisch und sagte nichts. Wir beide schwiegen. Mutti legte den Arm um Doris und sagte: „Du gehst mit. Du musst auch einmal etwas unternehmen. Ich geb dir von mir ein Kleid.“

Wir wussten als Töchter einer Boutiquebesitzerin, dass Kleider einen Menschen verwandeln können, aber der Auftritt von Doris kurz vor unserem Aufbruch überraschte uns doch. Sie hatte ein langes blaubuntes Kleid mit langen glockigen Ärmeln an und die Haare aufgesteckt, so dass ihr hübscher heller Hals zu sehen war. Die Brille hatte sie weggelassen. Und an den Ohren blitzten kleine goldene Ringe von Mutti.

Mutti gab sich wirklich große Mühe mit ihrem Stiefkind. Das ging mit erhobenem Kopf und grußlos an ihr vorbei und hinaus. Aber Mutti freute sich, weil sie hatte helfen können.

Auf dem Weg zum Strand fiel mir auf, dass Doris ganz sonderbar an den Hecken und Gräsern am Rand entlangstrich. Wie eine Katze. So kannte ich sie nicht. Auf einmal war sie sehr körperlich, nachdem sie bisher eher wie ein Schemen gewesen war.

Magnus winkte uns von Weitem mit seiner Gitarre und stand vom Feuer auf, um uns zu begrüßen.

„Was sind denn das für Königinnen!“, rief einer seiner Freunde. „Wo kommen die denn her?“

„Aus Heidelberg!“, lächelte Magnus. Und sah Doris an.

So blieb es den ganzen Abend: Er sah Doris an. Die hockte neben uns auf dem Sand, Arme und Kopf auf den Knien, und hörte den Liedern zu, die gespielt und gesungen wurden.

Es gab auch ein wenig Wein, aber viel wurde damals auf Festen nicht getrunken. Die Stimmung war wichtig und auch die Musik. Wir liebten die Zauber.

Schließlich trug Magnus ein Liebeslied auf der Gitarre vor, in dem von „sweet little sixteen“ die Rede war. Es war offensichtlich, dass er damit Doris meinte.

„Sie ist erst fünfzehn, verdammt noch mal!“, sagte Margot leise zu mir.

Aber Doris hörte mit einem feinen Lächeln zu und senkte die Lider, wenn sie dem Blick von Magnus begegnete.

Wir hatten versprochen, vor Mitternacht zurück zu sein, und daran hielten wir uns auch. Alle umarmten einander beim Abschied. Auch Doris wurde umarmt. Und ließ es sich gefallen. Es war nicht zu übersehen: Sie gehörte dazu.

Und dabei hatte sie nichts weiter getan, als einmal auf ihre Stiefmutter zu hören. Sie ging verträumt hinter uns her.

Margot ließ sich nichts anmerken, aber in unserem Schlafzimmer brach es dann aus ihr hervor: „Diese falsche Schlange! Da tut sie immer so uninteressiert, und dann schnappt sie mir den Magnus weg! Ich hasse sie!“

So erfuhr ich, dass Margot sich verliebt hatte. „Vielleicht hättest du das rechtzeitig zeigen sollen?“

„Ich mache mich nicht zur Närrin!“, erwiderte sie stolz. Und dann kamen ihr die Tränen. Es schüttelte sie auf ihrem Bett.

So kannte ich meine Schwester nicht. „Er ist doch nicht der einzige nette Mensch auf der Welt!“

„Sie hat mich ausgestochen!“ Das schien am schlimmsten zu sein. „Sie kommt einfach an und sticht mich aus! Und dich auch! Dieses kleine Miststück!“

Nächtliche Ausbrüche sind entschuldbar, wenn ihnen ein dem Tag angemessenes Verhalten folgt. Und Margot wusste, was sie sich selbst und uns schuldig war. Sie erschien morgens mit einem neutralen Ausdruck am Frühstückstisch und war höflich zu allen, auch zu ihrer Rivalin. Die hatte wieder ihr Haar aufgesteckt. Die Verwandlung war also von Dauer. Und Muttis Gaben waren jetzt willkommen. In dem roten Bikini wartete sie am Strand auf Magnus und seine Freunde. Sie ließ sich von Mutti den Rücken einölen. Sie knabberte an einem Grashalm. Heute weiß ich, dass damals ihre Sinnlichkeit erwacht war.

Damals wusste ich nur, dass dies auf unsere Kosten geschah. Magnus begrüßte uns flüchtig und neigte sich dann zu Doris, die ihn entschlossen anschaute, mit geröteten Wangen, denn Schüchternheit verschwindet nicht leicht. Doris war also tapfer. Aber ich bewunderte lieber die Tapferkeit meiner Schwester, die sich nichts anmerken ließ.

Wenn es nur bei dem einen Mann geblieben wäre! Aber von da an erschien Doris oft, wenn wir Freunde im Haus hatten, und setzte sich in den Hintergrund und machte Augen. Wir verloren noch einige Männer an sie.

Es war noch nie leicht, Aschenputtels Stiefschwester zu sein. Jetzt sind diese Jahre endlich vergangen, und Doris ist Ärztin geworden und hat selber zwei Töchter. Wenn wir uns wiedersehen, ist uns nicht anzumerken, dass wir einmal Rivalinnen waren. Margot und ich nehmen es auch nicht übel, dass Mutti sich mehr für die Töchter von Doris als für unseren Nachwuchs interessiert.

Wir sind schließlich zwei stolze erwachsene Frauen. Es gibt Schuhe, die ziehen wir uns nicht an.

Mona Ullrich

wurde 1957 in Waldshut-Tiengen geboren. Sie wuchs von 1965 bis 1976 in Lampertheim/Hessen und in Worms am Rhein auf und studierte in Tübingen und Berlin Soziologie und Germanistik. Sie schreibt seit ihrer Kindheit, seit 1985 ernsthaft und für die Erwachsenen, Romane und Gedichte, von denen einige bereits in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht worden sind, z. B. wiederholt in Versnetze und in „Gewaltige Metamorphose“. 2016 erschien ihr Gedichtband „Kleine Gaben für Freihäupter“ bei der Edition Thaleia. 2019 sollte ihr phantastischer Roman „Gegenmacht“ beim Verlag Schwarzer Drachen erscheinen. 2020 erscheint ihr Roman „Die Liebe, die Seuche“ beim Achterverlag.

Die Königsprotea

Ein Silberbaumgewächs wie ich es bin wird selten für Brautsträuße verwendet. Wir Zuckerbüsche sind zwar ebenso schön wie Rosen, Callas oder Dahlien, doch der deutsche Mann, der traditionell den Brautstrauß für seine große Liebe auswählt, ist bei der Blumenwahl wenig risikobereit. Vielleicht weil ihm der Bund der Ehe riskant genug erscheint. Beim Brautstrauß geht er lieber auf Nummer sicher und entscheidet sich für Rosen als Inbegriff seiner leidenschaftlichen Liebe, für Callas, um die Bewunderung für seine Zukünftige auszudrücken, oder für Dahlien als Symbol seines Glücks.

Sie können sich also meine Überraschung vorstellen, als ein Bräutigam zielstrebig auf mich zeigte.

„Die da gefällt mir.“

„Die Königsprotea?“ Die Floristin sah gleichfalls verduzt aus.

„Genau die. Sie ist so vielschichtig, außergewöhnlich und zart ... wie die Braut.“

Das ging runter wie Butter. Meine hellrosa Blüten färbten sich dunkelrot vor Stolz. Natürlich nur in meiner Fantasie. Was hatte ich noch mit der Braut gemeinsam? Kam sie wie ich aus Afrika?

„Kann ich den Strauß gleich mitnehmen?“ Der Mann kratzte sich am Hinterkopf. „Die Trauung findet bereits in zwei Stunden statt.“

Die Floristin zog die Augenbrauen hoch. Kommentarlos band sie mich mit allerlei reizvollem Beiwerk zu einem opulenten Strauß. Zwischen Eukalyptus, Känguruhpfote und Seidenkiefern setzte sie mich fulminant in Szene.

„Perfekt“, konstatierte der Bräutigam, zahlte und legte mich in den Kofferraum einer weißen Limousine. Gespannt lauschte ich den Geräuschen unserer Fahrt. Ich hörte Wagentüren zuschlagen, Stimmen, Gelächter. War das die Braut? Führen wir zu einer Kirche oder zum Standesamt? Wie viele Gäste würden mich im Arm der Braut bewundern? Passten wir wirklich so gut zusammen?

Endlich kam der Wagen zum Stehen. Der Bräutigam holte mich aus dem Kofferraum und blickte skeptisch gen Himmel. Die Sonne blinzelte zwischen dunklen Gewitterwolken

hindurch. Dann stieg er wieder mit mir ins Auto. Auf dem Beifahrersitz saß eine Blonde in schlichtem Brautkleid mit Spitzenbesatz.

„Hier, dein Brautstrauß. Matthias hat ihn mit viel Liebe für dich ausgesucht.“

Mir schwirrte der Blütenkopf. Wieso sprach der Bräutigam von sich selbst in der dritten Person? Und wieso fuhr er die Braut zur Kirche? Wussten die nicht, dass das Unglück brachte? Offenbar nicht, denn die karamellbraunen Augen der Braut strahlten gerührt.

„Er ist wunderschön.“

Zwischen den bald Vermählten entstand eine bedrückende Stille. Ein Donner grollte.

„Da kommt dein Vater.“

Ich lugte aus dem Fenster. Ein glatzköpfiger Mann im Rollstuhl bewegte sich auf die Limousine zu. Hinter ihm eilten Hochzeitsgäste in die Kirche. Die Braut atmete tief durch. Sie beugte sich zu ihrem Zukünftigen und küsste ihn auf die Wange.

„Danke, Philip“, hauchte sie und öffnete die Wagentür. „Für Alles.“ Als sie ihrem Vater entgegenlief, schüttelte ich verwirrt den Kopf.

Wenig später schob der Bräutigam den Brautvater in den Vorraum der Kirche. Die Braut drückte mich mit einer Hand fest an ihre Brust, mit der anderen umfasste sie die Hand ihres Vaters. Orgelmusik ertönte und das Trio durchschritt das Mittelschiff der Kirche. An die hundert Gäste lächelten ihnen zu. Aber die Braut hatte nur Augen für einen Mann. Er stand neben dem Priester vorm Altar und grinste wie ein Honigkuchenpferd an. Das war also Matthias, der wahre Bräutigam. Als er mich entdeckte, verfinsterte sich sein Blick für einen Moment. Mit zusammengekniffenen Augen stierte er zu Philip, dem falschen Bräutigam, schien ihn anbrüllen zu wollen. *Warum hast du keine Rosen gekauft, du Vollidiot?*

Weil sie so ordinär sind wie du, dachte ich. Am liebsten hätte ich der Braut zugerufen, dass sie kurz davor war, einen riesigen Fehler zu begehen. Wenn Matthias sich nicht einmal die Mühe machte, den Brautstrauß auszusuchen, wer weiß, was er noch alles an andere übertrug.

Während der Zeremonie prasselte Regen aufs Kirhdach, Blitze zuckten, beleuchteten die Buntglasfenster. Donner krachte. Ich glaubte Matthias kein Wort seines Ehegelübdes. Doch Svenja, so hieß die Braut, strahlte ihn überglücklich an. Philip war alle Farbe aus dem Gesicht gewichen. Die Ringe, die er dem Brautpaar überreichte, mussten ihm schwer in der Hand gelegen haben. Beim Ja-Wort ließ ich meinen Kopf hängen. Svenja und Matthias küssten sich über mir, dann eilten sie unter jubelndem Applaus aus der Kirche. Statt Reiskörnern regnete es dicke Tropfen vom Himmel. Die Gäste bildeten eine überdachte Gasse aus bunten Regenschirmen. Das Paar wurde beglückwünscht, Fotos wurden geschossen, Luftballons auf eine feuchte Reise geschickt und schließlich positionierten sich alle unverheirateten Frauen vor den Stufen zur Kirche. Svenja drehte ihnen den Rücken zu und warf mich voll Karacho in die kreischende Menge. Mit einem waghalsigen Salto Mortale flog ich geradewegs in die Arme einer Brünetten. Ihr überraschter Blick wanderte hinüber zu den übrigen Gästen, blieb kurz an Philip hängen. Sehnsüchtig. Hoffend. Doch ich habe da so eine Ahnung, dass die Unverheiratete und der falsche Bräutigam nicht miteinander glücklich werden. Schließlich hat Philip den Brautstrauß für seine große Liebe bereits ausgewählt.

Daniela Esch

ist gelernte Buchhändlerin, Dozentin für kreatives Schreiben und Autorin. Sie schreibt beruflich wie privat, kreativ-literarisch und achtsam-therapeutisch – vom Tagebuch über Werbetexte bis zum Roman. Veröffentlichungen einiger Kurzgeschichten in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Im Dunkel das Licht

Am schwarzblauen Himmel glitzern Sterne wie Diamantsplitter, kein künstliches Licht verschluckt sie. Vor mir die dunkle See, auf der die silberne Scheibe des untergehenden Mondes unruhig tanzt, über mir ein wundervoller Nachthimmel. Ich sauge die Bilder auf und schaue nach Osten. Der Horizont färbt sich violett, ein langsam aufsteigender rotglühender Ball vertreibt die Finsternis, taucht das Meer in wundervolle Farben: unterschiedliche Töne von Rot, Orange, Blau. Mit angezogenen Beinen sitze ich am Strand, eingekuschelt in die dicke Strickjacke, genieße die Einsamkeit, den beruhigenden Klang der Wellen, treibe mit ihnen dahin.

»Guten Morgen, Chris, wieso hast du mich nicht geweckt?«

Lächelnd schaue ich zu Mike auf. »Weil ich die Ruhe liebe und du endlich mal ausschlafen kannst!« Ich sehe den aufkommenden Widerstand und schüttele abwehrend den Kopf.

»Das ist wirklich wunderschön!«, lenkt mein Mann ein.

»Diesen Anblick weiß ich erst jetzt richtig zu schätzen!«

Er setzt sich zu mir, ich lehne in seinem Arm, muss den Kopf wenden, um ihm in die Augen zu blicken; dunkelblau wie das Meer.

Ohne ihn hätte ich das letzte Jahr nicht überstanden, er ist mein Fels in der Brandung, Halt und Zuversicht. Mike trat genau zu dem Zeitpunkt in mein Leben, als ich ihn am meisten brauchte und lehrte mich, das Schicksal anzunehmen. Immer, wenn ich kurz davor stehe, im Selbstmitleid zu ertrinken, zieht er mich aus den Fluten.

Liebevoll mustere ich ihn, sauge jede Einzelheit auf. Momentan ähnelt er eher einem Sonnyboy als dem erfolgreichen Anwalt. Die Sonne hat das Haar ausgebleicht, weißblonde Strähnen fallen ins Gesicht. Automatisch streiche ich sie zur Seite, lächle und fühle die Wärme, die allein seine Nähe mir schenkt.

Die eigene Hand nehme ich erschreckend spät wahr, das Gesichtsfeld ist eingeschränkt. Doch durch den winzigen Einschnitt sehe ich fokussierter als zuvor: die Lachfältchen um Mikes Augen, sinnliche Lippen, die zum Kuss verführen.

Noch nicht! Ich will mir jedes Detail einprägen!

Irgendwann verglich ich meine Krankheit mit der Reise in einem fahrenden Zug, der gerade einen Tunnel passiert: Je weiter wir uns von der Einfahrt entfernen, desto mehr schränkt die Dunkelheit die Sicht ein, das Ende des Tunnels wird zusehends kleiner. Ein Glaukom schleicht unbemerkt heran. Das Gehirn gleicht fehlende Stellen aus.

Wegen wiederkehrender Kopfschmerzen ging ich zum Arzt, ohne wirklich besorgt zu sein. Umso niederschmetternder traf mich die Diagnose. Durch mangelnde Durchblutung und erhöhten Augeninnendruck war der Sehnerv irreparabel geschädigt.

Tagelang konnte ich nicht arbeiten, kehrte dann ins Atelier zurück und begann, Leinwände mit Ölfarben zu malträtieren, nur um ihre Töne aufzunehmen, für immer zu konservieren; kleckste, strich, weinte, malte.

»Das ist fantastisch!«, erklang es hinter mir. Erschrocken fuhr ich herum. Der Mann wirkte stocksteif, geschneigelt, mit einem unverbindlichen Lächeln im Gesicht.

»Entschuldigen Sie, ich bin beschäftigt, kommen Sie bitte ein anderes Mal!«

»Verkaufen Sie mir das Bild!« Die Stimme klang sanft, aber bestimmt.

Verwundert schaute ich das entstandene Werk an, hatte vom Malprozess nichts mitbekommen, die Farben waren aus mir herausgeflossen. Malen ist mein Leben, meine Glückseligkeit! Ich zögerte, denn die Erkenntnis traf peitschenscharf: Das war mein Leben!

Das Bild verschwamm hinter Tränenschleiern. »Nehmen Sie es, ich schenke es Ihnen!«, murmelte ich, mühsam das Schluchzen unterdrückend, konnte den Anblick nicht länger ertragen. Diese leuchtenden Farben – Blau, Violett, Orange, Rot, Gelb – passten nicht zur tiefschwarzen Stimmung!

Wie ein rohes Ei nahm der Fremde das feuchte Ölgemälde und warf mir einen intensiven Blick zu. Demonstrativ drehte ich mich weg, hörte die Dielen beim Hinausgehen knarzen und das Türschloss zufallen.

Erleichtert atmete ich auf. Beim Abschließen vernahm ich zaghaftes Klopfen. Ich spähte durch den Türspalt und musste grinsen. Mein ungebetener Gast sah aus, als wäre er in den Farbeimer gefallen.

»Könnten Sie mir bitte helfen?«, fragte er. Auf der Wange zeichnete sich deutlich der Sonnenuntergang vom Ölgemälde ab, während auf dem Bild die Sonne im Meer zerfloss und zu undeutlichen Schlieren verschwamm. »Ich bin so ein Tollpatsch!«, fuhr mein Gegenüber fort, zwinkerte und gluckste leise. Unwillkürlich stimmte ich ein, wir lachten befreit auf. Sein tiefer Bass bebte bis in die Zehenspitzen und ließ mich den Kummer kurzzeitig vergessen.

»Mike!«, stellte er sich vor.

»Christin!«

Mit Tuch und Pinselreiniger entfernte ich Farbkleckse, wurde dabei vom unglaublichen Blau seiner Iriden angezogen. Mein Herz schlug Purzelbäume, im Magen flatterte ein Schwarm Admiralsfalter. Etwas Derartiges hatte ich nie zuvor erlebt: Liebe auf den ersten Blick. Er leistete mir Gesellschaft beim Beheben des Schadens am Gemälde.

»Das wird uns immer an diesen magischen Moment erinnern!«, raunte Mike mir ins Ohr. Unbemerkt war er hinter mich getreten, stand jetzt so nah, dass ich die Wärme seiner Haut spürte.

»Diesen Sonnenaufgang hast du damals gemalt. Irgendetwas hat er in mir ausgelöst – eine unerklärliche Sehnsucht.«

Ich kuschele mich an meinen Mann und erwidere: »Magie der Farben! Deine Augen sind phthaloblau wie der Ozean, sie zogen mich in ihren Bann!« Auch jetzt versinke ich in den Augenseen, vergesse die Furcht vor der Zukunft. Auf meiner inneren Leinwand entstehen Bilder aus kräftigen Farbtönen: Rot für die Liebe, die ich fand, hoffnungsvolles Grün erinnert an das Gras hier auf den Dünen, im tiefen Blau liegt das Versprechen, über den letzten Blick hinaus durch deine Augen zu sehen. Du bist das Licht in meiner Dunkelheit!

Sabine Reifenstahl lebt in Mecklenburg. Beruflich mit Zahlen und Fakten beschäftigt, findet sie in der Freizeit Freude an Sagen und Legenden. Bücher sind seit jeher ihre Leidenschaft, selbst Geschichten erzählen die logische Konsequenz.

Die Autorin entführt in fremde Welten, zeigt geheimnisvolle Orte oder menschliche Grenzbereiche. Dabei wirbt sie für Toleranz gegenüber dem Leben und der Liebe in all seinen Facetten.

Ihre Kurzgeschichten wurden in verschiedenen Anthologien veröffentlicht, das Romandebüt erscheint im MAIN-Verlag. Für zwei weitere Herzprojekte, einen Fantasy-Roman, der griechische und nordische Mythen aufgreift, und einen mystischen Liebesroman wurden ebenfalls Verträge geschlossen.

Weitere Projekte sind in Vorbereitung.

Mehr unter: www.sabinereifenstahl.de und bei Facebook.

Das Tönen der Erde

als ich die Ohren
von der Welt abwandte
weil sie zu laut war
wandte ich mich der Erde zu

als ich ganz still wurde
lange schwieg
und lauschte:
da hörte ich es brodeln

tief dort unten brennt es
lodert es
beständig und warm
ein fester Puls

ein leiser Ton
immer da
aber nie zuvor gehört
jetzt mein Anker

Katja Leonhardt

geboren 1974 in Kaiserslautern, Studium der Germanistik und Sozialpsychologie. Dozentin und Autorin. Lebt in Ingolstadt.

Vereiste Bucht

Lass mich
 unterm Eis
 deinen Herzschlag hören.

Lehre mich,
 dein kaltes Schweigen
 zu verstehen.

Nun, wo du erstarrt,
 wirst du mich tragen?

Das Wiedersehen

Sie sprechen noch dieselbe Sprache,
meine ungelebten Träume
und werfen sich in längst verlassene Räume,
wie Schatten eines fremd gewordenen Seins.

Dieselben Namen – klangvolle Legenden,
die ihre Augen öffnen wie nach langer Nacht.
Als wär' es aus Erinnerung gemacht,
Verknüpft das Ganze sich zu einem Muster.

Da geht der Pfad am See durch zwanzig Jahre.
Die Kiefern stöhnen, wenn der Wind sie trägt,
und wenn das Schilf sich an den Ufern regt,
dann bin ich wieder ein verliebtes Kind
 und staune.

Edda Gutsche

ist freischaffende Autorin und Publizistin und widmet sich der sogenannten kleinen Form. Sie hat diverse Kurzgeschichten und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften veröffentlicht. 1999 erschien ihr Prosaband „Geißblattgeflüster“. Als Sachbuchautorin hat sie mehrere Bücher und Artikel zu kulturhistorischen und landeskundlichen Themen publiziert.

Urwaldriesen

Immer da, zu keiner Zeit von der Bildfläche verschwunden
habe ich meine Existenz nie infrage gestellt
und trotzdem ist sie zweifelhaft geworden
Im sicheren Hafen der Ehe wurde mein Ich zum Wir.

Sein Schatten hat sich den meinen einverleibt
unverschämt, gierig, aufdringlich
Nun kämpfe ich gegen einen Urwaldriesen,
der mir die Sonne als Lebensgrundlage stiehlt.

Stehe verloren im Abseits, spiele die zweite Geige
Will und muss nach außen hin wieder sichtbar werden
Kämpfe, schreie, tobe, um die natürliche Ordnung wieder herzustellen
Bin vermutlich wieder ich.

Astrid Holzmann-Koppeter

geb. 1987, lebt in Villach. Sie studierte Schulpädagogik. Seit Herbst 2019 nimmt sie regelmäßig an Literaturwettbewerben teil und konnte dadurch bereits Kurzgeschichten und Gedichte publizieren. Homepage: www.holzmann-koppeter.at

Die Nacht

wenn es dunkel wird in mir
holder Traum entsteht fast nie
die Seele döst im Dunkel
die Nacht entfaltet Flügel
die Träumereien sterben
sich sehrend nach den Lichtern
Ich-Apoll küsse die Nacht
sodass Finsternis sein kann
Dunkelheit umfasst Träume
Nacht-Feuer wie ein Funke
ich kann nachts gar nicht fliegen
wie Eulen in Nachtarmen
es gibt nur meine Sehnsucht
meine Geister stehlen Glut
der dunklen Feuerstellen
ich singe manch Nacht-Lieder
finster scheint die Phantasie
dunklen Erbkönigs bei mir

Der grammatische Doppellimerick >Vergessene Träume<

Kaum hinkend – satirisch, weil stimmungsvoll

wenn ich meine Kindheit anders hätte erleben können

hätte ich einem Zauber der holdesten Philosophie tiefer spüren sollen
hätte ich unendlich schöne Gedichte niederschreiben können
denn die Philosophie ist eine Zauberei der Elfin
und ein Gedicht verzaubert eine selige Zauberin
ich würde meinen apollinischsten Träumereien sehnlicher gefolgt sein

ich hätte die englische Sprache besser erlernen können
ich würde die Engelsgebete zutiefst gesprochen haben
denn der Halbgott Herkules mag holdselige Sprache
ein Schutzengel hadert nie mit Gebeten von glückseliger Muse
ich wäre ein zarter Träumer geworden

Fazit:

Ich würde besser Mitmenschen haben verstehen können.
Dann würde ich einfach von ihnen haben geliebt werden können.

Pawel Markiewicz,

*wurde 1983 in Siemiatycze (Ostpolen) geboren. Er ist Jurist und Germanist, der die Lyrik aus Leidenschaft schafft. Er schrieb sehr viele Gedichte, die in deutsche Lyrikanthologien aufgenommen wurden. Er bedient sich der Sprachen: Deutsch, Englisch sowie Polnisch in seiner zauberhaften Dichtkunst voller Musenschimmer. Mit seinem Gedicht „Sehnsucht“ gewann er vergangenen August (2019) den 2. Platz bei dem Literaturwettbewerb „Ybbser Schreibfeder“. Pawel Markiewicz gehört zu den höchsten Ausgezeichneten des Internationalen Halkuwettbewerbs in Japan: Soka Matsubara International Haiku Competition
<http://www.city.soka.saitama.jp/cont/s1410/010/010/020/PAGE0000000000000063329.html>*

Over the Field

Now in the grass
and slightly withered,
yesterday's flowers,
forgotten,
and lonely nights
fade away silently
like calm water
on a rainy day.
The past
closes
its wings,
a final flicker,
the red sun
in decline
for evening rest

Überm Feld

Im Gras jetzt
und leicht verdorrt,
Blumen von gestern,
vergessen
und einsame Nächte
verklingen lautlos
wie das stille Wasser
an einem Regentag.
Vergangenheit
schließt
ihre Flügel,
ein letztes Flackern,
die rote Sonne
im Untergang
zur Abendruhe

Gert W. Knop, Pseudonym: André Steinbach

Jahrgang 1943. Graphikstudium an der Freien Akademie und Werkkunstschule Mannheim. Lehrer für Lithographie, Holz- und Linolschnitt an der „Universidad del Norte“, Antofagasta, Chile. Studium der tropischen Agrarwirtschaft in Deutschland und Schottland (University of Edinburgh). Michotouchkine-Preis für Graphik 1992 und PITCO-Preis für Graphik 1993 in Port Vila, Vanuatu. Graphiken im neorealistischen Stil. Längere Arbeitsaufenthalte in Israel, Sri Lanka, Papua Neuguinea, Vanuatu und Chile. Schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, Essays und Dramen auf Deutsch, Englisch und Spanisch.

Lärm

Lass mich
von Hunden lesen,
katzenumschnurrt.
Und dabei bald
vergessen
Radau,
Rabat
und Lärm
der Welt.

17.10.2012

Esther Bystrek

Liebe, I

Die Liebe
Müßt' schon sehr
groß sein.
Um jeden grad'
so zu lassen
wie er ist,
Interessen
zu teilen
oder auch nicht
– wie's eben kommt.
Gemeinsamkeit / Einsamkeit
zuzulassen.
Aber keine Zweifel!

An der Liebe ...
die schon sehr
groß
sein müßte,
dafür.

22.08.2015

Esther Bystrek

Rezension: „Komboloi“

von Helmut Glatz

Als Komoboloi (von „Knoten“) bezeichnet man in Griechenland Kettchen aus Perlen aus Holz, Metall oder Glas, Mineralien oder Edelsteinen. Je nach Ausführung bestehen die. Obwohl die Kombol6gia manchmal als „orthodoxe Rosenkränze“ bezeichnet werden, haben sie keine religi6se Bedeutung, sondern dienen als Fingerspiel, Zeitvertreib, Gl6cksbringer. Das griechische Komboloi besteht meist aus 9 mal 9 Farbsteinen, wobei sich in jeder Abteilung die Reihenfolge der Farben (denen jeweils ein bestimmtes „Thema“ zugeordnet ist) wiederholt. In dieser „Komboloi“ genannten Gedicht-Sammlung von Helmut Glatz sind – wie die Kugeln beim Komboloi – jeweils neun Gedichte in neun Abteilungen zusammengefasst. Jedem Thema ist ein Edelstein zugeordnet:

1. Ich, Erinnerung, Geschichte (Pyrit, gelb, gold)
2. Du, Menschen, Lyrische Portraits (Rubin, Granat, Karfunkel, rot)
3. Orte, Heimat, Natur (Malachit, gr6n)
4. Ferne, Sehnsucht, Windvogel (Aquamarin, blau)
5. Wort, Sprache, Kunst (Topas, verschieden)
6. Welt, Kritik (Rauchquarz, braun, schwarz)
7. Zeit und Raum (Bergkristall, wei6)
8. Traum, Phantasie (Traumstein, Achat, grau, opalisierend)
9. M6rchen, Zauber (Bernstein, gelb, gold)

Das hei6t, der Leser findet hier zwei alternative Lesepfade zur Auswahl: Er kann sich von vorne bis hinten f6hren lassen und dabei durch die neun Themen iterieren oder ein bestimmtes Thema verfolgen und sich beispielsweise alle neun M6rchen-Gedichte am St6ck durchlesen (also die Nummern 1.9, 2.9 und so weiter). Ich habe beide mit Vergn6gen ausprobiert, die erfrischende Abwechslung oder die konzentrierte Besch6ftigung mit einem Thema. Beispielsweise hatte ich Freude an der M6rchenserie Schneewittchen, H6nsel und Gretel, Rapunzel, das tapfere Schneiderlein, Rotk6ppchen, Aschenputtel, Sterntaler und Dornr6schen – nat6rlich in der Glatzschen Variante.

Die systematische Anordnung bringt Struktur in die Vielfalt der behandelten Themen: Aschenputtel oder die Digitalisierung („Als die Welt noch kein Handy besa6“, „Jedem Vogel ein Mikrofon“), Dachbodenfunde oder Venedig, nackte Felder und Alleen, aufgeblasene W6rter und solche, die man erst noch suchen muss, B6ume in die Nacht geflochten, Metaphern als Pfeffer im Sprachbrei, ein L6ffel Einsamkeit, Scherben des Morgenrots, Wohlf6hlmomente, nachts h6llt sich die Stadt in die Vororte ein, Robinsons Selbstgespr6che mit der Einsamkeit.

Meiner Meinung nach sollte ein gutes Gedicht wie ein Gem6lde sein, voller Bilder und Farben, dem Leser neue Einsichten und Gedanken vermitteln. Neue Formulierungen und ein sorgf6ltiger Umgang mit der Sprache geh6ren dazu. Und das alles fand ich in diesen Gedichten.

Ich habe mir insbesondere diese Formulierungen herausgeschrieben, die mir besonders gut gefallen haben:

- „Zeitungsausschnitte, die mit langen schwarzen Spinnenbeinen die Terrassenstufen heraufkommen“
- „Mein Traum ist ein Schloss, in dem Chopin gespielt wird“
- Der Wind kämmt den Bäumen die Haare
- Die Einsamkeit, die im Herbst um das Haus schleicht, wie sieht sie wohl aus?
- Sisyphus entgleitet die kantige Zeit
- Die Bedeutungsebene schwankt unter den Füßen
- Im Wald riecht es nach Improvisation
- Vergangenheit ist ein boshafes Unkraut
- Vogelgezwitscher bei einer Vernissage

Zum Autor: Helmut Glatz, geboren 1939 im böhmischen Eger. Lebt in Oberbayern. Gründer des Landsberger Autorenkreises, Mitglied der Gesellschaft der Lyrikfreunde (Repräsentant für Bayern), Spielleiter und Hausautor des Marionettentheaters „Am Schnürl e. V.“ in Kaufering. Im Autumnus-Verlag erschienen bisher von ihm: „Professor Mistelmiefs gesammelte Ungereimtheiten“, „Mein Hut, mein Onkel und ich“, „Hösens: Höherer Blödsinn“, „Gurnemanz“, „Reise ins Land Verkehrtherum“.

Helmut Glatz: Komboloi
Autumnus Verlag, Berlin, 2021, www.autumnus-verlag.de
Hardcover, 95 Seiten, 18 Euro
ISBN 978-3-96448-041-5

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Rezension: „Gesammelte Scherben“ von Melitta L. Roth

Stalin, Arbeitslager, Vertreibung und Flucht, Heimatlosigkeit und mühsame, niemals nahtlose Integration in Deutschland, das alles lässt das Selbstverständnis von Russlanddeutschen zu Bruch gehen. Olga sammelt Scherben, die sie draußen in der Landschaft findet und versucht, aus ihnen etwas zu machen: das vollständige Bild zu rekonstruieren, sie als Schmuckstück aufzuwerten durch eine silberne Fassung. Wie setzt man eine zerbrochene Identität aus Fragmenten wie Namen, Fotos und Anekdoten wieder neu zusammen?

Um diese Frage kreisen letztlich alle Kurztexte in dieser Anthologie von Melitta L. Roth. „Sie sammelt Bruchstücke aus einer Vergangenheit, die sie nicht zusammenfügen kann, weil es einfach nicht genug Anhaltspunkte gibt.“ Jeder Text ein Fragment. Es geht um die Geister der Verstorbenen und die Erde von ihren Gräbern, um Koffer und verbrannte Fotos, Sonnenblumenkerne und Plow, um Wodka und transgenerationale Traumata, Stalingrad und den „Mantel der Geschichte“ und um typisch russlanddeutsche Vornamen. Schmerzhaft in die Opferrolle verstrickt, drehen sich die Gedanken im Kreis, bruchstückhafte Geschichten werden wiederholt in der Hoffnung, sie zu einer Geschichte zu ergänzen, die man hinter sich lassen könnte.

Melitta L. Roth: „Gesammelte Scherben – Erzählungen und literarische Miniaturen“
ostbooks verlag, 2020
gebundenes Buch, 160 Seiten
ISBN: 978-3-947270-10-1

Rezensiert durch Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	15.01.2021	31.01.2021	31.01.2021
Name	Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?	„Glück gehabt?!“: Der CARE-Schreibwettbewerb 2021	Internationaler Literaturpreis
Genre	Kurzgeschichten, Erzählungen, Märchen, Gedichte und experimentelle Lyrik (unveröff.)	alle	ein ins Deutsche erstübersetztes Werk der internationalen Gegenwartsliteratur
Thema	Italien	„Glück gehabt?!“	
Umfang	Max. 15.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	Max. 1000 Wörter	Bis zu drei Beiträge pro Teilnehmer/in
Form	Word oder rtf-Datei		Siehe Webseite
Preis	Veröffentlichung in Anthologie, Autorenrabatt		20.000 € für Autor/in, 15.000 € für Übersetzer/in
Teilnehmer	Ab 16 Jahren	Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 14 und 25 Jahren	Verleger/innen
Veranstalter	Verlag Papierfresserchen	CARE Deutschland e.V.	Haus der Kulturen der Welt
einsenden an	info"at"papierfresserchen.de oder per Formular https://www.papierfresserchen.de/epages/64282966.sf/de_DE/?ObjectPath=/Shops/64282966/Categories/Anthologie/%22Anthologien%20Einsendung%22	Teilnahmeformular https://www.care.de/care-hilfe/bildung-in-deutschland/globales-lernen/schreibwettbewerb	Teilnahmeformular https://www.hkw.de/lp/
nähere Informationen	www.papierfresserchen.de/epages/64282966.sf/de_DE/?ObjectPath=/Shops/64282966/Categories/Anthologie/Kennst_du_das_Land_wo_die_Zitronen_bluehn	schreibwettbewerb "at"care.de https://www.care.de/care-hilfe/bildung-in-deutschland/globales-lernen/schreibwettbewerb	literaturpreis"at"hkw.de https://www.hkw.de/de/programm/projekte/2021/internationaler_literaturpreis_2021/start.php

Datum	31.01.2021	15.02.2021	24.02.2021
Name	DUM-Themen 2021	Gesund schreiben 2021	Asphaltspuren- Ausschreibung
Genre		Erzählung, Geschichte, Kurzgeschichte (unveröff.)	alle
Thema	PANTOFFEL STATT PANDEMIE! Home Sweet Home – neue Häuslichkeit	sozialer, medizinischer und/oder ethischer Bezug	Verfall und Auferstehung
Umfang	Ein Prosatext à max. 5 Seiten oder max. 5 Gedichte	25.000 bis 35.000 Zeichen (mit Leerzeichen), nur ein Text pro Autor/in	Max. sechs Texte
Form	Word und Kurzbiographie; Text anonym; 12 Punkt, 1 1/2 Zeilenabstand, Times New Roman	Deutschsprachige Prosa, nicht handgeschrieben; Dateiname und Text anonym ohne Autoren- name; pdf, doc oder docx	
Preis		Jurypreis 4.000 €, Publikumspreis 1.000 €	Herausgabe als Hörbuch
Teilnehmer			
Veranstalter	Zeitschrift DUM	Ärzttekammer für Wien	Zeitschrift Asphaltspuren
einsenden an	per e-Mail als Attachment an dummail"at"gmX.at	Online-Formular: https://gesundschreiben. at/der-literaturpreis/ einreichung/	texte [at] asphaltspuren [dot] de
nähere Informationen	https://www.dum.at/ doc/themen.php ?nav=themen	gesundschreiben (at)aekwien.at https://gesundschreiben.at/	redaktion [dot] print [at] asphaltspuren [dot] de www.asphaltspuren.de/

Datum	15.03.2021	31.03.2021	19.04.2021
--------------	------------	------------	------------

Name	Das Poetische Stacheltier 2021	Lyrikpreis München	Der Meefisch
Genre	Lyrik (unveröff.)	Lyrik (unveröff.)	Bilderbuch, Erstleser, Kinderbuch für Kinder zwischen drei und fünf Jahren (unveröff.)
Thema		Luthers Beitrag zur Mündigkeit des Menschen und das Krisenbewusstsein unserer Zeit	
Umfang	Max. 6 Gedichte, max. eines pro Tag		Drei Illustrationen
Form	Bei den ersten drei Einreichungen muss die Hebungsstruktur der ersten beiden Verse angegeben werden.	zwei Dateien: (1) Name, Kurzvita, Adresse oder E-Mail; (2) Text/e; Word oder pdf	Vorgaben siehe www.der-meefisch.de
Preis	600 €	15.000 €	2.000 €
Teilnehmer			Bilderbuch-Illustrator/innen
Veranstalter	Hans-Peter Kraus/ das-poetische-stacheltier.de	Lyrikpreis München e.V., Aphaia-Verlag München, signaturen-magazin.de , München	Stadt Marktheidenfeld und S. Fischer Verlag Frankfurt am Main
einsenden an	Teilnahmeformular unter www.das-poetische-stacheltier.de/	info"at"lyrikpreis-muenchen.com	Teilnahmeformular unter www.der-meefisch.de
nähere Informationen	https://www.das-poetische-stacheltier.de/wettbewerb.php	www.lyrikpreis-muenchen.com/	www.der-meefisch.de